



Johann Kreuzer (Hg.)

Hölderlin Handbuch

Leben – Werk – Wirkung

2. Auflage



J.B. METZLER



J.B. METZLER

Johann Kreuzer (Hg.)

Hölderlin-Handbuch

Leben – Werk – Wirkung

2., revidierte und erweiterte Auflage

J. B. Metzler Verlag

Der Herausgeber

Johann Kreuzer ist Professor für Geschichte der Philosophie an der Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg.

ISBN 978-3-476-04877-6

ISBN 978-3-476-04878-3 (eBook)

<https://doi.org/10.1007/978-3-476-04878-3>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

J. B. Metzler

© Springer-Verlag GmbH Deutschland,
ein Teil von Springer Nature, 2020

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag, noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Einbandgestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart
(Foto: akg-images)

J. B. Metzler ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer-Verlag GmbH, DE und ist ein Teil von Springer Nature

Die Anschrift der Gesellschaft ist:
Heidelberger Platz 3, 14197 Berlin, Germany

Inhalt

Vorwort zur zweiten Auflage VII

Vorwort zur ersten Auflage IX

Siglen XI

I Druckgeschichte

- 1 Editionen Stefan Metzger /
Johann Kreuzer 3

II Zeit und Person

- 2 Epoche Valérie Lawitschka 17
3 Kloster – Stift – Beruf Valérie Lawitschka 27
4 Liaisons – Imago und Realität
Valérie Lawitschka 38
5 Freundschaften Valérie Lawitschka 44
6 Frankreich (Dezember 1801 – Juni 1802)
Jean-Pierre Lefebvre 52
7 Die Jahre 1806–1843 Gregor Wittkop 57
8 Hölderlin und die Psychiatrie Uwe Gonther /
Jann E. Schlimme 62
9 Zur Geschichte des Hölderlinschen Nachlasses
Volker Schäfer 68

III Voraussetzungen, Quellen, Kontext

- 10 Schule und Universität Michael Franz 73
11 Rousseau, Schiller, Herder, Heinse
Ulrich Gaier 83
12 Kant, Fichte, Schelling Violetta L. Waibel 100
13 Goethe Luigi Reitani 117
14 Hölderlin und die Frühromantik
Bärbel Frischmann 121

IV Poetologie

- 15 Wechsel der Töne Holger Schmid 133
16 Geschichtserfahrung und poetische Geschichtsschreibung Volker Rühle 142
17 Tragische Erfahrung und poetische Darstellung des Tragischen Volker Rühle 151
18 Rhythmus Boris Previšić 159
19 Zeit, Sprache, Erinnerung: Die Zeitlogik der Dichtung Johann Kreuzer 166
20 Späte Hymnen, Gesänge, Vaterländische Gesänge? Ulrich Gaier 180

V Werk

- 21 Hyperion Luigi Reitani 195
22 Empedokles Theresia Birkenhauer 214
23 Emilie vor ihrem Brauttag Sabine Doering 238
24 Theoretische Schriften Michael Franz 243
25 Sophokles-Anmerkungen
Bernhard Böschenstein 264
26 Pindarfragmente Michael Franz 271
27 Übersetzungen Bernhard Böschenstein 284
28 Frühe Hymnen Martin Vöhler 302
29 Oden Sabine Doering 320
30 Elegien Wolfram Groddeck 333
31 Nachtgesänge Anke Bennholdt-Thomsen 349
32 Gesänge (Stuttgart, Nürtingen, Homburg)
Bart Philippen 359
33 Homburger Folioheft Emery E. George 388
34 Entwürfe Anke Bennholdt-Thomsen 403
35 Späteste Gedichte Ute Oelmann 409
36 Briefe Elena Polledri 416

VI Rezeption

A Deutschland

- 37 Norbert von Hellingrath Ute Oelmann 433
- 38 Jüdische Rezeption Martin Tremml 438
- 39 Heidegger Iris Buchheim 443
- 40 Benjamin – Adorno – Szondi Marlies Janz/
Johann Kreuzer 450
- 41 Nationalsozialismus und Exilrezeption
Claudia Albert 457
- 42 Germanistik nach 1945 Claudia Albert 461

B Europa

- 43 Frankreich Manfred Koch 466
- 44 England Manfred Koch/
Valérie Lawitschka 470
- 45 Spanien, Katalonien, Portugal
Valérie Lawitschka 471
- 46 Niederlande und Skandinavien
Valérie Lawitschka 474
- 47 Osteuropa Valérie Lawitschka 477
- 48 Südwesten Valérie Lawitschka 483
- 49 Italien Marco Castellari 485

C Amerika

- 50 USA Manfred Koch/Valérie Lawitschka 490
- 51 Lateinamerika Max Maureira 494

D Asien

- 52 Japan Teruaki Takahashi 498
- 53 China Gu Zhengxiang/顾正祥 504

VII Nachwirkungen

- 54 Nachwirkungen in der Literatur
Ulrich Gaier 511
- 55 Nachwirkungen auf der Bühne
Marco Castellari 530
- 56 Nachwirkungen in der bildenden Kunst
Valérie Lawitschka 535
- 57 Nachwirkungen in der Musik
Valérie Lawitschka 548

Anhang

- Zeittafel 565
- Bibliographie 576
- Autorinnen und Autoren 595
- Werkregister 596
- Register der Briefe 602
- Personenregister 604

Vorwort zur zweiten Auflage

Die erste Auflage dieses Handbuchs ist 2002 erschienen. Seitdem sind fast zwanzig Jahre verstrichen: Grund genug, das Handbuch in einer zweiten, überarbeiteten und ergänzten Auflage vorzulegen. Sein Anspruch ist unverändert der, ein verlässliches Set an Informationen zum Leben, zum Werk wie zur Wirkung Hölderlins auf der Grundlage des aktuellen Wissensstandes zur Verfügung zu stellen.

Der Aufbau des Handbuchs ist im Wesentlichen gleich geblieben. Es beginnt mit der Geschichte wie dem Tableau der Editionen, in denen Hölderlins Werk vorliegt. Hier ist vieles zum Abschluss gebracht worden, was 2001/02 noch in Arbeit war – die danach hinzugekommenen und realisierten editorischen Projekte belegen die Lebendigkeit, die von Hölderlins Werk ungebrochen ausgeht. Gleichfalls ergänzt – auf den neuesten Stand gebracht – wurden die Informationen zu Zeit und Person, zu den Voraussetzungen, Quellen, dem Kontext und den Bezügen seines Werkes und dessen Poetologie wie den konzeptionellen Perspektiven. Gegenüber der ersten Auflage hinzugekommen sind in den entsprechenden Abschnitten die Beiträge Hölderlins und die Psychiatrie, der zu Goethe sowie der zu Rhythmus.

Ziel des Handbuchs ist es nach wie vor, Hölderlins Werk in seiner Vielschichtigkeit sprechen zu lassen. Als diesem Zweck angemessen haben sich insbesondere die Werkanalysen erwiesen: Sie reichen wieder von den Frühen Hymnen bis zu den Gedichten aus dem Tübinger Turm, vom Hyperion bis zu den Pindar- und Sophokles-Übersetzungen, vom Empedokles und den das Werk durchziehenden Theoretischen Schriften bis zu den Gesängen und Entwürfen. Hier war allein Emilie vor ihrem Brauttag zu ergänzen. Neu verfasst unter den Werkanalysen sind die Beiträge zum Hyperion, zu den Oden und den Briefen: die neu geschriebenen Beiträge beziehen ein, was sich hier in den zurückliegenden beiden Dezennien getan hat, und geben den inzwischen erreichten Stand der Forschung wieder. Dies gilt selbstredend auch für die in diese zweite Auflage übernommenen bisherigen Bei-

träge. Sie sind gründlich durchgesehen, überarbeitet und teilweise erheblich erweitert.

Erheblich ergänzt ist ebenfalls der den Nachwirkungen geltende Teil VII des Handbuchs. Hier ist nun auch Hölderlin auf der Bühne vertreten. Der Überblick über die Nachwirkungen in Literatur, bildender Kunst und Musik ist umfassend aktualisiert. Die umfangreichsten Ergänzungen und Erweiterungen erfuhr der der Rezeption geltende Teil VI. Auf die innerdeutsche Rezeption, bei der die Grenzziehung zwischen der BRD und DDR zugunsten einer Germanistik nach 1945 nun aufgegeben ist, folgt der europäische Raum mit einer wesentlich umfänglicheren Tour d'horizon. Hier wird zudem die Sonderrolle, die der Rezeption in Italien mittlerweile zukommt, mit einem eigenen Beitrag gewürdigt. Der Überblick setzt sich fort mit der Darstellung der Resonanz, die Hölderlin in den USA und in Lateinamerika gefunden hat wie findet, und fügt der breiten Wirkung seines Werks in Japan die in China hinzu, die Hölderlin auch dort zu einem ›Lieblingsdichter‹ hat werden lassen. Mit der Aufgliederung in Europa – Amerika – Asien findet sich die internationale Rezeption nun zum einen differenzierter und zum anderen vollständiger – wenn gewiss auch nicht erschöpfend – wiedergegeben. ›Vollständigkeit‹ ließe sich hier auch nur erreichen, wäre die Rezeption Hölderlins abgeschlossen, das aber hieße: zum Erliegen gekommen. Das Gegenteil einer solchen Abgeschlossenheit ist der Fall – gerade auch für die Sprachen und Kulturräume, in die er zu übersetzen ist. Dies könnte darin seinen Grund haben, dass Hölderlins Werk paradigmatischer Zeuge wie Beleg für die Wechselwirkung ist, die die Rezeption literarischer Werke mit dem Übersetzen als Tätigkeit und Produktivität sui generis verbindet. Denn die Sprachwirklichkeit, die sich bei Hölderlin erarbeitet findet, beruht nicht zuletzt auf seiner eigenen Übersetzungsarbeit wie der Auseinandersetzung damit, was Übersetzen heißt und was sich am und im Übersetzen über Sprache als ein Tun und Tätigsein lernen lässt. Sie ist nicht das Mittel, sondern das Worin des Verstehens und ihrem ›Wesen‹ nach selbst

als ein Übersetzen zu begreifen. Gelingt es, dies Übersetzen, das Sprache meint, in Formen der Sprache fasslich werden zu lassen, so wird möglich, was Hölderlin ›eine Erinnerung zu haben‹ genannt (und für die ›Verfahrungsweise des poetischen Geistes‹ gefordert) hat. Dass das nichts Selbstverständliches, durch nichts Garantiertes ist, hat er – wie im Vorwort zur ersten Auflage angemerkt – wie wenige gesehen. Sprache ist »Asyl« und »der Güter Gefährlichstes«. Die Auseinandersetzung mit dieser Ambivalenz durchzieht Hölderlins Werk in sich verstärkender und sich zuspitzender Weise – nicht zuletzt darin gründet seine Aktualität, die es, nicht nur im Gespräch zwischen Dichtung und Philosophie, zur zentralen Instanz und Referenz hat werden lassen: eine Aktualität, die der hier erreichten Sprachwirklichkeit zu Beginn des 21. Jahrhunderts unvermindert eignet. Die zweite Auflage dieses Handbuchs versucht mit den überarbeiteten, den neu verfassten wie den hinzugekommenen Beiträgen dieser Aktualität gerecht zu werden. Zu diesem Zweck gründlich überarbeitet wurden das Werk- wie das Personenregister sowie die Bibliographie (die hier verzeichneten Werke sind in der Regel, um Dopplungen zu vermeiden, in den Literaturangaben der einzelnen Beiträge nicht aufgeführt). Allen Autorinnen und Autoren und allen, die sich am Zustandekommen dieser zweiten Auflage beteiligt haben, gilt ein großer Dank!

Der Dank an alle Beteiligten ist freilich auch von Trauer umschattet. Von den Beiträgerinnen und Beiträgern der ersten Auflage dieses Handbuchs sind in der Zwischenzeit Theresia Birkenhauer (2006), Emery

Edward George (2016), Volker Rühle (2017) und Bernhard Böschenstein (2019) verstorben. Ihr Tod markiert einen unersetzlichen Verlust – für die Hölderlin-Forschung und für dieses Handbuch. Jeder ihrer Beiträge – Volker Rühle zu: *Geschichtserfahrung und poetische Geschichtsschreibung* und zu: *Tragische Erfahrung und poetische Darstellung des Tragischen*, Theresia Birkenhauer zu Hölderlins *Empedokles*, Bernhard Böschenstein zu dessen *Sophokles-Anmerkungen und Übersetzungen*, Emery E. George zum *Homburger Folioheft* – war maßstabsetzend für den jeweils behandelten Gegenstand. Maßstabsetzend sind sie weiterhin und deshalb in die zweite Auflage dieses Handbuchs in unveränderter Form übernommen.

Dafür, dass das Handbuch in überarbeiteter und ergänzter Form zum 250. Geburtstag vorliegt – im Jubiläumsjahr, das sich Hölderlin mit Beethoven und Hegel teilt –, danke ich dem Verlag und namentlich Oliver Schütze, der schon für die erste Auflage der verantwortliche Lektor war und nun auch diese zweite engagiert, mit Umsicht und mit Geduld begleitet hat. Silke Wulf hat für die technische Erfassung der Beiträge und zusammen mit Ferdinand Pöhlmann vom Metzler-Verlag für das technische Innenleben des Handbuchs gesorgt. Dass Werk- und Personenregister wie die Bibliographie am Schluss in gründlich verbesserter Form vorliegen, ist das Verdienst von Silke Wulf. Ihr gilt deshalb der besondere Dank.

März 2020
Johann Kreuzer

Vorwort zur ersten Auflage

Hölderlin ist eine der zentralen Instanzen im poetologischen Diskurs der Moderne. Es gibt, was Antworten etwa auf die Frage nach dem Selbstverständnis der Dichtung oder die Reflexion des Anspruchs poetischer Sprache angeht, kaum eine Aussage in Dichtung und Philosophie, in der nicht auf ihn Bezug genommen würde. Das gilt – die Beiträge zur Rezeption in diesem Handbuch belegen das – nicht nur für den deutschsprachigen Raum, sondern weit über ihn hinaus. Das Kapitel zur Nachwirkung macht deutlich, dass Hölderlin nicht nur im Bereich des geschriebenen Wortes, sondern darüber hinaus auch in den anderen Künsten zum Ausgangs- und Anknüpfungspunkt vielfältiger Formen der Rezeption geworden ist. Diese enorme Resonanz und Aufmerksamkeit dürfte ihren Grund nicht zuletzt darin haben, dass sein Werk seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts sowohl für die bis in die jüngste Gegenwart hineinreichenden innerpoetischen Diskussionen als auch und vor allem für das Gespräch zwischen Dichtung und Philosophie von zentraler Bedeutung ist. Hier gewinnt die Sprachwirklichkeit, die sich in Hölderlins Dichtung manifestiert, zusammen mit den poetologischen wie philosophischen Fragen, die sie aufwirft, singuläre Kontur. Diese Fragen hängen – auch dies belegt das Handbuch auf vielfältige Weise – mit den Motiven, der Herausbildung und den Gestalten der Philosophie des Deutschen Idealismus engste zusammen. Ohne Hölderlin bliebe das Bild von den Problemstellungen, auf die der Deutsche Idealismus als Antwort zu begreifen ist, einseitig und unvollständig. Dass Hölderlin die Sprache der Dichtung als Konsequenz transzendentallogischer, bewusstseinsphilosophischer und nicht zuletzt auch lebensweltlich-geschichtlicher Überlegungen begreift, lässt sein Werk gerade auch in philosophischer Hinsicht gleichrangig neben dem Hegels oder Schellings stehen. Diese philosophische Relevanz erklärt vielleicht auch die Aufmerksamkeit, die es gerade in nachidealistischen Zeiten erfährt.

Die Bedeutung der Sprachwirklichkeit, die Hölderlin in seinem Werk poetisch materialisiert hat, ist in

der Moderne virulent geworden, als sich diese nach dem Ende der Hochzeit des Glaubens an die ›positiven‹ Wissenschaften im 19. Jahrhundert und forciert durch die Katastrophen des 20. Jahrhunderts ihrer Fragilität bewusst wurde. Heidegger hat in dem 1966 geführten Spiegelgespräch emphatisch bekannt, dass er Hölderlin nicht für ›irgendeinen Dichter‹ halte, »dessen Werk die Literaturhistoriker neben vielen anderen auch zum Thema machen«. Hölderlin sei vielmehr »der Dichter, der in die Zukunft weist.« Den sachlichen Kern dieser Bedeutung von Hölderlins Werk hat weniger zugespitzt, aber deswegen nicht weniger zutreffend Adorno benannt, wenn er feststellt, dass sich bei Hölderlin abzeichnet, »was erst Kultur wäre: empfangene Natur«. Diagnostische Trenn- wie philosophische Tiefenschärfe gewinnt dieser Satz vor dem Hintergrund einer Bemerkung Kants. In einer Reflexion aus dem Nachlass heißt es, es sei ein »schädlich Vorurteil« zu glauben, »daß alles ehemals eben so gewesen und künftig bleiben werde. Die Natur bleibt, aber wir wissen noch nicht, was Natur ist.« Was sich hier noch nicht wissen lässt – unter das Stichwort »Heimath« setzt Hölderlin die Zeile: »Und niemand weiß« –, können wir gleichwohl erinnern. Dies Erinnern ist ein produktiver Akt – »So komm! Daß wir das Offene schauen,/ Daß Lebendiges wir suchen, so weit es auch ist«, notiert die Überarbeitung von *Brod und Wein* –, es ist ein produktiver Akt, der ohne die Sprache der Dichtung nicht möglich wird. Denn erst in ihr kann ihm die Wirklichkeit gegeben werden. Dies zu leisten oder zu reproduzieren, hat Hölderlin als Bedeutung und Wirklichkeit der Sprache aufgefasst – das hat er in seiner Dichtung exemplarisch realisiert, das hat sein Werk zum Vorbild werden lassen, an dem sich bis in die jüngste Gegenwart nicht nur in der Literatur und in den Philologien, sondern auch in den anderen Künsten und in der Philosophie das jeweilige Selbst- und Weltverständnis auskristallisiert hat und auskristallisiert.

Dem Rang von Hölderlins poetischer Arbeit wird kein ein- oder nachfühlendes Pathos gerecht – ein Pa-

thos, das zudem meist mit der Funktionalisierung der Biographie einhergeht. Solchen Funktionalisierungen hat Robert Walser – dem Ineffabile des Individuellen gegenüber Dezenz einfordernd – den schönen Satz entgegengehalten: »Hölderlin hielt es für angezeigt, das heißt taktvoll, im vierzigsten Lebensjahr seinen gesunden Menschenverstand einzubüßen, wodurch er zahlreichen Leuten Anlass gab, ihn aufs unterhaltensamste, angenehmste zu beklagen.« Die Bedeutung von Hölderlins Dichtung und die Auseinandersetzung mit ihr verlangt ein verlässliches Set an Informationen zu Leben, Werk und Wirkung auf der Basis des derzeitigen Wissens- und Forschungsstandes: Ein solches zu geben ist ein Ziel dieses Handbuchs. Dem dienen die Exposition der Biographie Hölderlins im Kontext der Epoche, die Erläuterung der Voraussetzungen, Quellen und des Kontextes seines Werks, die Darstellung und Diskussion seiner Poetologie und der Perspektiven, die sie erschließt, sowie schließlich die ausführlichen Werkanalysen, die Hölderlins gesamte poetische Arbeit umgreifen: von den Frühen Hymnen über den Hyperion-Roman, die Arbeit am Empedokles-Projekt, die Pindar- und Sophokles-Übersetzungen bis zu den ›großen‹ Elegien, den Gesängen und Entwürfen sowie den spätesten Gedichten, die im Tübinger Turm entstanden sind. Die Kapitel zur Rezeption und zur Nachwirkung in Literatur, Musik und bildender Kunst, die – wie Zeittafel, Bibliographie und Register – dann folgen, vervollständigen, was dieses Handbuch sein will: ein Arbeitsinstrument, das Begriffe, Zugangsweisen und Methoden für das Verständnis von Hölderlins Werk und für die Auseinandersetzung mit ihm zur Verfügung stellt.

Das hier vorliegende Handbuch bietet im Folgenden aber auch nicht weniger als die Analyse, Deutung und Interpretation von Hölderlins gesamtem Œuvre

einschließlich seiner Voraussetzungen und seines konzeptionellen Bezugsrahmens. Dabei war freilich keine monolithische Gesamtdeutung das Ziel, in der die verschiedenen Zugangsweisen zu dem, was Hölderlin sein poetisches ›Geschäft‹ genannt hat, und die Anstöße und Denkmotive, die von ihm ausgehen, zum enzyklopädischen Stillstand gebracht würden. Die Nuancen und verschiedenen Perspektiven, die das Werk Hölderlins in der Diskussion von Philosophie und Dichtung seit Kant eine einzigartige Rolle haben zukommen lassen, soll(ten) nicht synthetisiert, sondern transparent gemacht werden. Dass sich die Vielfalt divergenter Deutungen und Zugangsweisen, die Hölderlins poetische Arbeit erlaubt und hervorruft, in den Beiträgen dieses Handbuchs widerspiegelt, ist deshalb durchaus Absicht. Denn gerade hier gilt, was Hölderlin als Charakteristikum und wenn man so will als ›Wesen‹ jener Wirklichkeit, die wir mit ›Sprache‹ meinen, aufgefasst und poetisch realisiert hat: Sie ist nicht das Mittel, sondern das Worin des Verstehens. Ein Verstehen freilich, das inmitten und gerade angesichts einer antagonistischen Welt zunehmend zum Asyl geworden ist. Die Ambivalenz dieses Asyls der Sprache – seine Notwendigkeit wie Gefährdung – hat Hölderlin wie wenige gesehen und zunehmend thematisiert, zuletzt wenn er davon spricht, dass wir »fast/ Die Sprache in der Fremde verloren« haben.

Vielleicht ist es ein Gradmesser der Aktualität Hölderlins, dass die Gefahr dieses Sprachverlusts, den er kurz nach der Epochenschwelle 1800 registriert hat, seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts gewiss nicht geringer geworden ist. Gerade das aber macht die Auseinandersetzung mit seinem Werk notwendig. Das hier vorliegende Handbuch versteht sich als Hilfe dazu.

Juni 2002

Johann Kreuzer

Siglen

- StA** Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke, Große Stuttgarter Ausgabe hg. v. Friedrich Beißner, Adolf Beck und Ute Oelmann, Stuttgart 1943–85.
- FHA** Sämtliche Werke. »Frankfurter Ausgabe«. Historisch-kritische Ausgabe, hg. v. Dietrich E[berhard] Sattler u. a., Frankfurt a. M. 1975, ab 1985 Basel/Frankfurt a. M.–2008.
- MA** Sämtliche Werke und Briefe, hg. v. Michael Knaupp, München 1992/93.
- KA** Sämtliche Werke und Briefe, hg. v. Jochen Schmidt, Frankfurt a. M. 1992–94.
- KTA** Sämtliche Werke. Kritische Textausgabe, hg. v. Dietrich E[berhard] Sattler. Mithg. Wolfram Groddeck, Neuwied (u. Darmstadt) 1979–1986 [Bde. 2–6 und 9–15 realisiert].
- BA** Friedrich Hölderlin, Sämtliche Werke, Briefe und Dokumente in zeitlicher Folge. Bremer Ausgabe, hg. und komm. von Dietrich E[berhard] Sattler, Bd. 1–12, München (u. Darmstadt) 2004.
- HK** Katalog der Hölderlin-Handschriften. Auf Grund der Vorarbeiten von Irene Koschlig-Wiem bearb. v. Johanne Autenrieth u. Alfred Kelletat, Stuttgart 1961.
- HJb** Hölderlin-Jahrbuch.
- T** Hölderlin. Texturen, hg. v. Ulrich Gaier, Valérie Lawitschka, Michael Franz, Stefan Metzger, Wolfgang Rapp, Violetta Waibel, Bde. 1–4, Tübingen/Marbach 1995–2017.
- IHB** Internationale Hölderlin-Bibliographie.

I Druckgeschichte

1 Editionen

1.1 Drucke zu Lebzeiten

H. hat in der Zeit vor den Jahren im Turm seinen zwei-bändigen Briefroman, die Sophokles-Übersetzung und verstreut etwa siebzig Gedichte veröffentlicht (vollständiger Überblick in Kohler 1961). Noch in seiner Tübinger Stiftszeit konnte er in Gotthold Friedrich Stäudlins auf eigene Kosten herausgebrachten *Musenalmanach für 1792 die Hymne an die Muse, Hymne an die Freiheit, Hymne an die Göttin der Harmonie, Meine Genesung. An Lyda* veröffentlichen. Stäudlins *Poetische Blumenlese fürs Jahr 1793* druckte weitere sieben Gedichte H.s. Stäudlin vermittelte auch einen ersten Kontakt zu Schiller, in dessen *Thalia* 1794 neben der Hymne *Griechenland* das *Fragment von Hyperion* erschien und H. eine erste Verbreitung über württembergische Lokalalmanache hinaus verschaffte. Zu der von Schiller angebotenen ständigen Mitarbeit an den *Horen* kam es nicht, jedoch druckte Schiller 1797 dort noch *Der Wanderer* (10. Bd., 6. St., Aug. 1797) und *Die Eichbäume* (12. Bd., 10. St., Feb. 1798) und im *Musenalmanach*, den er bei Cotta herausgab, *Der Gott der Jugend* (1796), *An den Äther* (1798), *Sokrates und Alkibiades* und *An unsre großen Dichter* (1799), zwei davon zum Auffüllen des Umbruchs.

Schillers Empfehlung brachte H. zu Cotta als Verleger des *Hyperion*. Cotta zahlte ein sehr mäßiges Honorar von 100 Gulden; H. schreibt Neuffer (s. Kap. 36), er wolle nicht »weiter fordern, um mich keinem Jüdeln [H.s wohl einzige Entgleisung antisemitischer Art] auszusezen« (vgl. MA 2, 583/84). Der erste Band vom April 1797 war vom Tübinger Drucker Hopfer in Antiqua-Lettern gesetzt, die Schiller gerne für »bedeutende Sachen« verwendete. Die Papierqualität war mäßig, das einzige Exemplar auf gutem Velin dediziert H. Susette Gontard. Im September 1799 kam der zweite Band heraus. Die von Cotta festgesetzte Auflage von nur 350 Exemplaren lässt darauf schließen, dass sich der Absatz des ersten Bandes in einem ähnlich bescheidenen Rahmen bewegte.

H.s Freund Neuffer brachte bei Steinkopf in Stuttgart das *Taschenbuch für Frauenzimmer von Bildung auf das Jahr 1799* heraus, das insgesamt 14 Gedichte H.s enthielt, sieben davon unter dem Pseudonym

»Hillmar«; im folgenden Jahr waren es neun, darunter *Emilie vor ihrem Brauttag* und ein »Hillmar«. Während der ersten Homburger Zeit erschienen außerdem noch eine Reihe von Gedichten in ziemlich abgelegenen Jahrbüchern. Nach dem Scheitern von H.s Journalprojekt bemühten sich in Stuttgart seine Freunde nicht nur um Einzeldrucke – Haug etwa brachte im Taschenbuch für 1801 *Für Herz und Geist die Rückkehr in die Heimat* –, sondern es gab ernsthafte Pläne für eine Ausgabe gesammelter Gedichte von H. Der rege Publizist Ludwig Ferdinand Huber verhandelte mit Cotta und war mit ihm bereits über Honorar und Auflage einig; 1802 sollte die Ausgabe herauskommen. Als »Proben« veröffentlichte Huber in seiner Zeitschrift *Flora. Teutschlands Töchtern gewidmet* im Herbst 1801 *Der Wanderer*, im folgenden Jahr *Heimkunft*, *Die Wanderung*, *Dichterberuf* und *Stimme des Volkes*. Die Ausgabe der gesammelten Gedichte kam nicht zustande. Huber brachte 1804 im Nachfolgeorgan der *Flora* mit dem Titel *Vierteljährliche Unterhaltungen den Archipelagus*.

Aus Bordeaux zurück, schloss H. seine Übersetzung der sophokleischen Tragödien ab; über seinen Homburger Freund Sinclair (s. Kap. 5) kam er zum Verleger Friedrich Wilmans in Frankfurt. H. brauchte für nochmalige Überarbeitungen, Übersendung des Manuskripts und Fahnenkorrektur so viel Zeit, dass Wilmans schließlich die *Trauerspiele des Sophokles* zum geplanten Termin im April 1804 herausbrachte, während H. über den Fahnen saß und über Satz und Typen reflektierte. Die Ausgabe enthielt dementsprechend viele Druckfehler. Wilmans veröffentlichte außerdem unter dem Titel *Nachtgesänge* neun späte Gedichte im *Taschenbuch für das Jahr 1805. Der Liebe und Freundschaft gewidmet*, die H. ihm im Zuge der Arbeit an den Sophokles-Übersetzungen geschickt hatte. Aus H.s Plan hingegen, bei Wilmans »[e]inzelne lyrische größere Gedichte« als eine Art von Flugblättern (»jedes besonders gedruckt [...] weil der Inhalt unmittelbar das Vaterland angehn soll oder die Zeit«, STA 6, 435) herauszubringen, wurde nichts, auch wenn die Reinschrift der *Friedensfeier* vermutlich zu diesem Zweck erstellt worden ist.

Dies waren wohl die letzten Gedichte, deren Druck H. begleitet hat. Neuffer druckte in seinem *Württembergischen Taschenbuch auf das Jahr 1806 für Freunde*

und *Freundinnen des Vaterlandes* die zweite Fassung von *Die Heimat*, vermutlich ohne H.s Beteiligung. Kurz nach seinem Einzug in den Tübinger Turm (s. Kap. 7) veröffentlichte Leo von Seckendorf, ein Bekannter aus der Tübinger Zeit, in seinem *Musen Almanach für das Jahr 1807* unter dem Titel *Die Herbstfeier* die Elegie *Stuttgart, Die Wanderung* (ohne die letzte Strophe) und die erste Strophe von *Brod und Wein* unter dem Titel *Die Nacht*, im Jahr darauf *Patmos* (1. Fass.), *Der Rhein* und *Andenken*. Seckendorf griff stark in den Text ein und glättete; es haben ihm aber wohl Reinschriften H.s vorgelegen, die von den überlieferten Manuskripten abweichen und heute verschollen sind. Die drei im *Musen Almanach* für 1808 erschienenen Gesänge hat er vermutlich von Sinclair bekommen: »Sinclair sandte mir neulich ein paar ältere Gedichte von H.« (Seckendorf am 13. August 1807 an J. Kerner, vgl. MA 3, 646).

1820 kamen Bestrebungen zu einer ersten Ausgabe gesammelter Gedichte H.s in Gang, so bei Kerner; ein anderer Impuls ging vom Winkelmann-Herausgeber Johannes Schulze und dem überaus rührigen preussischen Leutnant Heinrich von Diest in Berlin aus, die das Unternehmen mit Kerner zusammen vorantrieben. Handschriften und Dokumente wurden gesammelt, Verlagskontakte hergestellt. Diests Initiative war es auch zu verdanken, dass 1822, katalysiert vom Aufbrechen des griechischen Befreiungskampfs im Jahr zuvor und dem deutschen Philhellenismus, bei Cotta eine zweite Auflage des *Hyperion* von 1000 Exemplaren herauskam. Neuffer veröffentlichte im Zuge dieser ersten H.-Renaissance in seinem *Taschenbuch von der Donau* 1824 und 1825 einige z. T. noch unveröffentlichte Jugendgedichte. Das Unternehmen der gesammelten Dichtungen kam in die Hände von Ludwig Uhland und Gustav Schwab; zwar waren schon 1822 alle Manuskripte bei den Herausgebern, doch ging das Unternehmen nur langsam voran; erst 1826 erschienen die *Gedichte von Friedrich H.* Ziel war eine Etablierung H.s als Dichter, die sich strategisch an den mutmaßlichen Vorurteilen ausrichtete. Die Auswahl war restriktiv nach der Intention, »daß H.s Poesie, beim ersten Erscheinen seiner gesammelten Gedichte, in ihrer vollen und gesunden Kraft sich darstelle« (Uhland, StA 7.2, 567 f.) – was konkret bedeutete: Die frühen Tübinger Hymnen wurden ausgeschieden, weil sie als zu schillerisch und also unselbständig, die späte hymnische Dichtung, weil sie als unklar und der Verwirrtheit zumindest nicht fern genug angesehen wurden. Immerhin wurden aber einige Passagen aus der zweiten und dritten Fassung des *Empedokles* aufgenommen. Vom Verlag ohne Endkorrektur auf den

Markt geworfen, war die Ausgabe ziemlich fehlerbelastet. Auflage und Werbung waren gering. Arnim etwa machte in seiner Rezension unter Nennung einzelner Gedicht-Titel darauf aufmerksam, »was der Sammlung seiner [H.s] Gedichte fehlt.« (StA 7.4, 56) Eine zweite Auflage kam 1843 heraus, ergänzt um eine Biographie von Gustav Schwab, den Karl Gock mit Informationen und Dokumenten versorgt hatte.

1.2 19. Jahrhundert

Nach H.s Tod 1843 kam eine erweiterte Ausgabe ins Gespräch. Schon 1844 von Cotta angekündigt, erschienen 1846 *Friedrich H.s sämtliche Werke*. Besorgt hatte sie Christoph Theodor Schwab, der Sohn Gustav Schwabs. Die editorischen Grundsätze waren weiterhin apologetisch ausgerichtet und von einem stark normativen Literaturkonzept geprägt. Um H. als »Klassiker« installieren zu können, trennte C. T. Schwab die beiden Bände in Dichtung und biographische Texte. Bei den Dichtungen konnte von Vollständigkeit weiterhin keine Rede sein: Übersetzungen und theoretische Fragmente fehlten ganz, die Auswahl der Gedichte setzte mit *Das Schicksal* (1794) ein und endete mit *Der Rhein*. Den *Empedokles* gab Schwab in einer synkretistischen Version aus allen drei Fassungen. Die Jugendgedichte (zu denen auch *Patmos* gezählt wurde), eine Auswahl von »Gedichten aus der Zeit des Irrsinns« (die auch einige Gedichte aus der Zeit vor 1806 enthielt) sowie das *Thaliafragment* des *Hyperion* und der *Grund zum Empedokles* erschienen zusammen mit einigen Briefen im biographischen zweiten Band. Die hierin enthaltene Biographie brachte auch noch einige Stellen aus den *Sophokles-Anmerkungen* (311 f.), den Frankfurter *Plan zum Empedokles* nebst des Szenenentwurfes im Anschluss an den *Grund*-Aufsatz (300 ff.), Gedichtvorstufen (298) und Gedichte aus Jugend (267) und Spätzeit (315 f.). Ein philologischer oder kommentierender Apparat fehlte.

Größere Verbreitung fand H. weniger in dieser Ausgabe, auch nicht durch *H.s ausgewählte Werke*, die Schwab jr. 1874 herausgab, sondern eher in populärpädagogischen Anthologien wie der *Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen* von Karl Eduard Philipp Wackernagel (ab 1832 sieben Auflagen) oder dessen *Deutschem Lesebuch*; hier kam zum ersten Mal ein nationalistischer Ton in die Edition H.s. Wichtige Multiplikatoren waren auch *Meyer's Groschenbibliothek der Deutschen Classiker* oder Reclams *Universalbibliothek*, wo bis zur Jahrhundertwende einige zeh-

tausend Bände H. erschienen. Daneben entwickelte sich auch ein Interesse an Dokumentation und Biographie. Gustav Schlesier projektierte eine nie zum Abschluss gekommene H.-Monographie, die aber durch Abschriften vor allem aus dem Briefwerk eine ganze Reihe von Texten erhielt, deren Handschrift später verloren ging. In der *Sammlung historisch-berühmter Autographen, oder Facsimile's von Handschriften ausgezeichneter Personen alter und neuer Zeit* erschien 1845 unter der Nr. 100 erstmals ein Faksimile von H., das wenige Tage vor seinem Tod notierte Gedicht *Freundschaft*.

Gegen Ende des 19. Jhs kam wieder Bewegung in die H.-Editorik. Die 1884 in Tübingen erschienene Ausgabe von *Dichtungen* von Karl Köstlin (1819–1894) versuchte erstmals – wenn auch nicht ganz konsistent – eine chronologische Anordnung der Gedichte, freilich ohne das Korpus zu erweitern. Carl C. T. Litzmann veröffentlichte in seiner Briefbiographie *Friedrich H.s Leben. In Briefen von und an H.* eine ganze Reihe von unbekanntenen Briefen und Vorarbeiten zu *Hyperion* aus den Handschriften. Anfang der 1890er Jahre begann sein Sohn Berthold Litzmann eine H.-Ausgabe zu konzipieren, die sich an den ersten deutschsprachigen »historisch-kritischen« Ausgaben von Lachmann/Muncker (Lessing), Goedeke (Schiller) oder Suphan (Herder) orientierte. Angestrebt war, einen gesicherten Text mit Varianten zu geben. Das Projekt stieß, vor allem bei den *Empedokles*-Fragmenten, auf unerwartete Schwierigkeiten. 1896 erschien schließlich in einer Auflage von 3000 Exemplaren eine Ausgabe, deren Text anhand der Handschriften und Drucke kritisch geprüft war. Nach wie vor traf sie eine Auswahl, der Teile des Frühwerkes und die irrsinnsverdächtigen Dichtungen und Übersetzungen der Spätzeit zum Opfer fielen; es ging um »Dichtungen H.s, die in einigermaßen künstlerischer Abrundung erhalten sind.« (Vorwort) Die Gesamtausgabe von Wilhelm Böhm, die zuerst in Jena 1905 und dann in mehreren erweiterten Auflagen erschien, brachte zum ersten Mal seit H.s Ausgabe von 1804 die Sophokles-Übersetzungen. Schließlich geht auch die Ausgabe von Marie Joachimi-Dege 1908 in »Bongs Klassikern« auf die Handschriften zurück.

1.3 Die Ausgaben von Hellingrath und Zinkernagel

Kurz vor Beginn des Ersten Weltkrieges begannen fast gleichzeitig zwei Ausgaben mit historisch-kritischem Anspruch zu erscheinen. Die eine wurde vom Tübingen

ger Germanisten Franz Zinkernagel herausgegeben. Der erste Band seiner »kritisch-historischen Ausgabe« der *Sämtlichen Werke und Briefe* kam 1914 heraus, der letzte Textband 1926. Zur Veröffentlichung des wichtigen Apparatbandes, der die kritische Textkonstitution begründen, den Anspruch auf Endgültigkeit des Textes untermauern und die Varianten enthalten sollte, kam es jedoch nicht mehr; der Insel-Verlag hatte angesichts des Erfolgs der konkurrierenden Hellingrathschen Ausgabe das Interesse verloren, Zinkernagel latent seine Position vor allem zum Spätwerk geändert; das Manuskript des Apparats liegt heute im H.-Archiv in Stuttgart. (Jüngst wurden die Bde. I und V mit den bislang unveröffentlichten textkritischen Anmerkungen sowie dem vorliegenden Kommentar ediert: vgl. F. H., *Kritisch-historische Ausgabe* von Franz Zinkernagel. Werkteil Gedichte, hg. v. H. G. Steimer, Göttingen 2019.) Zinkernagel gab trotz des historisch-kritischen Vollständigkeitsanspruchs vom Spätwerk nur eine Auswahl, wie schon alle Ausgaben vor ihm. Gerechtfertigt wurde die Ausgrenzung durch die traditionelle Wahnsinns-hypothese und die damit einhergehende Reduktion des Spätwerks auf biographische Bedeutung; Zinkernagel griff hier auf die von ihm angeregte Studie *H. Eine Pathologie* des Mediziners Wilhelm Lange von 1909 zurück, die ein frühes Latenzstadium von H.s Erkrankung mit dem Inventar klinischer Psychologie zu untermauern suchte (s. Kap. 8). Die Pathologisierung korrespondierte dem blinden Fleck von Zinkernagels positivistischem Ansatz, entzog sich doch gerade das Spätwerk einer Bestimmung durch externe Randbedingungen.

Gerade gegen solche Pathologisierung setzte sich der Herausgeber der konkurrierenden kritischen Ausgabe vehement ab, Norbert von Hellingrath (s. Kap. 37). Der fünfte Band seiner *Sämtlichen Werke* mit den Übersetzungen erschien 1913. Schon seine Münchner Dissertation *Pindar-Übertragungen von H.* (1910) hatte den Untertitel *Prolegomena zu einer Erstausgabe* getragen und das Programm dieser Neuausgabe entworfen: Nicht Fehlerphilologie, sondern der poetische Gehalt von H.s Übersetzungen wurden hervorgehoben und vor allem unter Rekurs auf Pindar und die Stil-kategorie der »harten Fügung«, die Hellingrath aus Dionysios Halikarnassos *De compositione verborum* entnommen hatte, als eigenständige Qualität des Spätwerkes emphatisch aufgewertet. 1916 folgte Band 4 mit den *Gedichten 1800–1806*. »Dieser Band enthält Herz, Kern und Gipfel des H.schen Werkes, das eigentliche Vermächtnis« (XI). Hellingraths Rehabilitierung des Spätwerkes war bahnbrechend. Sie verband sich bei

ihm mit fundiertem editorischem Handwerk; seine Entzifferung gerade der bislang verdrängten komplexesten Handschriften des Spätwerkes ist im Ganzen in ihrer Zuverlässigkeit bis heute anerkannt und wurde grundlegend für die weiteren Ausgaben.

Die Aufwertung des Spätwerkes motivierte sich vor allem durch Hellingraths Nähe zum George-Kreis, dessen emphatischer Ästhetizismus und pathetische Aufwertung des Dunklen und Rätselhaften H. zum Märtyrer einer neoromantisch-symbolistischen Kunstreligion, zum Seher in dürftiger Zeit, zum Exponenten eines »geheimen« Deutschlands, das aus der Vernichtung Europas im Krieg erstehen sollte, stilisierte und in seinen Texten einen unmittelbaren, eigentlichen Anspruch jenseits aller Semantik zu empfangen glaubte. Hellingrath teilte Georges These einer gestalthaften Einheit des Gesamtwerkes und machte daraus das Programm einer Dekonstruktion der bisherigen H.-Rezeption vom Spätwerk aus. Dies war der Treibsatz der vehementen Polemik zwischen Hellingrath und Zinkernagel, die weit tiefer als bloße Marktkonkurrenz der Ausgaben ging. Umstritten ist nach wie vor die Bedeutung dieses ideologischen Hintergrundes für Hellingraths Edition. Er schlägt sich vor allem in Hellingraths inhaltlichem Kommentar nieder, der die Distanz zum Text bewusst zu unterlaufen sucht und Paraphrasen in H.schem Duktus gibt. Andererseits explizierte die provokante programmatische Einführung von Dichtung und Philologie die Problematik des Verhältnisses von Interpretation und Dokumentation so deutlich, dass es als avancierte Position der damaligen Editionsphilologie gelten konnte. Der Apparat gibt die Varianten nur in Auswahl; eine Transparenz auf die Handschriften wird nicht hinreichend hergestellt. Wegweisend ist Hellingraths Kriterium für die Auswahl: Es geht nicht um Überlieferungs-, sondern um Entstehungsvarianten, die ausgehend von der Handschrift den Entstehungsprozess möglichst vollständig abbilden sollen. Sie sind als »klare Entwicklungsreihe« angelegt; deshalb hebt Hellingrath »aus dem fließenden Übergang des Gedichts von seinem ersten Keim zur letzten Gestalt (oder Entstellung) einzelne möglichst verschiedenen Zustände als mehrfache Fassungen« (269 f.) heraus. Damit wurde der Text erstmals in aller Deutlichkeit als eine dynamische Größe verstanden und editorisch dargestellt.

Hellingrath, im Dezember 1916 bei Verdun von einer Granate »zerspellt« (George) und durch diesen frühen Tod später ideologisch mythifiziert, konnte nur die Bände 4 und 5 fertigstellen; seine Mitarbeiter Friedrich Seebaß und Ludwig von Pigenot brachten

die Ausgabe bis 1923 zu Ende. Der Text aus Hellingraths Ausgabe war weit verbreitet durch seine Veröffentlichung bei Reclam, wo unter UB 6266–6269 sämtliche Gedichte aus der Hellingrathschen Ausgabe – mit einigen Ergänzungen – herauskamen (bis 1943 ca. 33.000 Ex.).

1.4 Die Große Stuttgarter Ausgabe (StA)

Die StA entstand aus der Überzeugung, dass die bisherigen Ausgaben kein »ne varietur« (Hellingrath 1916, 270) beanspruchen könnten und ihren kritischen Ansprüchen nicht genügen. Maßgeblich waren die Arbeiten von Friedrich Beißner, der, nachdem er 1933 mit einer Arbeit zu *H.s Übersetzungen aus dem Griechischen* promoviert, in den 1930er Jahren immer mehr Unzulänglichkeiten in den vorliegenden Ausgaben herausgearbeitet und schließlich eine Neuausgabe ins Auge gefasst hatte. In Gang kam dieses Projekt durch den 24-jährigen Doktoranden Walther Killy. Er ergriff 1941 die Initiative, sprach Beißner an und begann während eines Genesungsurlaubes Kontakte zu seinem Vater in der Berliner Reichskanzlei, zu seinem Lehrer, dem Schiller-Editor Julius Petersen, und zum Württembergischen Kultusministerium zu nutzen. Als Großleistung des deutschen Geistes im Kriege propagiert, nahm das Projekt in kürzester Zeit Gestalt an. Die Institutionalisierung durch die offizielle »Zweckvereinigung ›H.-Ausgabe« brachte eine ansehnliche Finanzierung und gute Arbeitsbedingungen ein; die zentralistische Kulturverwaltung machte Handschriften – auch solche in Privatbesitz – zügig per Gesetz verfügbar. Der erste Band entstand unter Zeitdruck, denn er sollte zu den offiziellen Feierlichkeiten zum 100. Todestag 1943 in Tübingen vorliegen. Eine große Subskribentenzahl machte die Papierbeschaffung zum Problem; auf die Druckerei fielen Bomben und zerstörten Teile des Satzes. Berliner Pläne zur Wiederauflage der Hellingrath-Ausgabe, die aus Gründen der Ressourcenbeschaffung als überarbeitete Neuausgabe ausgegeben wurde, brachten eine direkte Konkurrenz zur Stuttgarter Ausgabe (StA) und einen regelrechten Krieg ums Papier. Der 1942 verfasste ›Arbeitsbericht‹ entstand in diesem Kontext als strategisches Papier. Eine günstlingsinduzierte Intervention Hitlers führte schließlich zum Druck der Propyläenausgabe. Aber auch die beiden ersten Teilbände der StA konnten pünktlich erscheinen. Zugleich wurde in Tübingen mit offizieller Beteiligung die H.-Gesellschaft gegründet. Erste Aktivität: die *Feldauswahl*. Besorgt durch Fried-

rich Beißner. Im Auftrag der H.-Gesellschaft und des Hauptkulturamtes der NSDAP, die noch 1943 verbreitet wurde (Auflage 100.000 Ex.). Nicht zuletzt wegen dieser eilfertigen Ausgabe wurde die H.-Gesellschaft 1946 von den Franzosen verboten (s. Kap. 41).

Die StA ist als historisch-kritische H.-Ausgabe anerkannt. Ihre acht Bände liegen in 15 Teilbänden vollständig vor; die von Beißner edierten Textbände waren 1961, die Brief- und Dokumentationsbände, für die Adolf Beck verantwortlich zeichnete, 1977 fertig, 1985 folgte der abschließende Registerband, den Ute Oelmann aufgrund der Vorarbeiten Becks besorgte.

Die StA trennt deutlich zwischen Text und Apparat. Gegenüber früheren Ausgaben war der Apparat nicht nur »Variantenfriedhof«, sondern wurde als ein wesentlicher Bestandteil des Textes stark aufgewertet. Es wird jeweils ein konstituierter Lesetext gegeben; der Apparat verzeichnet die Entstehungsgeschichte, eine Beschreibung der Überlieferungsträger (Handschriften, Drucke, Abschriften), die Varianten und schließlich Erläuterungen, die neben Sachinformation vor allem Parallelstellen beisteuern. Bei intensiv überarbeiteten Texten werden mehrere » Fassungen« gegeben, z. T. – vor allem bei klarer Handschriftenlage – im Apparat, häufiger – insbesondere bei den meist nicht abgeschlossenen Texten des Spätwerkes – im Textband.

Die StA strebt einen »gereinigten, endgültigen und vollständigen H. Text« (Arbeitsbericht 16) an. Daraus ergibt sich einerseits die Konstitution eines zitablen, möglichst geschlossenen Lesetextes, andererseits eine vollständige Darstellung aller Varianten, die möglichst übersichtlich sein soll. Im Allgemeinen wird anerkannt, dass Beißner eine weitgehende Umsetzung der beiden komplementären Postulate nach Vollständigkeit und nach Übersichtlichkeit gelungen sei. Gerade die Spätdichtung in ihrer von Korrekturen überwucherten und zumeist Fragment gebliebenen Überlieferung überforderte den klassischen philologischen Zugriff. Beißner entwickelte zu diesem Zweck eine »genetische Methode«, die die Entstehung eines Textes umfassend nachzeichnen sollte. Daher grenzte er sich gegen das Paradigma des althilologischen oder mediävistischen Apparats und seiner Fokussierung auf den Überlieferungsvarianten ab und stellte dagegen – wegweisend für die neugermanistische Editionsphilologie – die Entstehungsvarianten eines Textes als Gegenstand des Apparats heraus. Die »genetische Methode« ist dem hermeneutischen Paradigma verpflichtet. Beißner versteht ein Gedicht als einen in sich geschlossenen intentionalen Akt, der sich sukzessive im Text materialisiert, bis er in der organisch einheitlichen Ge-

stalt des vollendeten Gedichts seinen adäquaten Ausdruck erreicht hat. Dieses Konzept begründet die teleologische Struktur der Darstellung der Varianten. Die handschriftliche Überlieferung wird auf eine bloß äußerliche Funktion reduziert; Ziel einer Edition kann unter diesen Prämissen nicht die Wiedergabe der Handschrift sein, sondern das ideale Wachstum auf der Ebene der Tiefenstruktur des Gedichts, das nicht notwendigerweise mit der realen Textgenese identisch sein muss; in der rekonstruierten zeitlichen Abfolge soll die komplexe räumliche Anordnung der Handschrift aufgehen. Dies konvergiert mit dem Ansatz einer immanenten Interpretation, die aus bekannten Gründen in den 1940er und 50er Jahren des letzten Jahrhunderts hohe Konjunktur hatte. Beißner ist sich dabei des konstruktiven Moments seiner Methode bewusst; prägnant zugespitzt spricht er vom »einfühlenden Mitdichten« des Herausgebers, das er nach dem zum Allgemeinplatz gewordenen Grundsatz »Edition ist [immer auch] Interpretation« (Manfred Windfuhr) für unumgänglich hält. Die genetische Methode soll zugleich die Übersichtlichkeit der Variantendarstellung gewährleisten. Häufig treppenartig angeordnet und mehrfach hierarchisch gestuft, gibt der Apparat jeweils eine Idealgenese eines einzelnen Lemmas. Beißner versteht die Tätigkeit des Herausgebers als Dienstleistung am Leser, der von der Auseinandersetzung mit der komplizierten Handschrift entlastet werden soll –, nicht aber von der durchaus emphatisch geschätzten Arbeit am Text einschließlich seiner Genese.

Beißners Editionsverfahren ist, bei stets betonter Würdigung seiner Leistung, nicht ohne Widerspruch geblieben. Die Kontroverse wurde z. T. mit polemischer Schärfe geführt, dabei gelegentlich die Grenzen der Sachlichkeit bis hin zum beleidigten Inkompetenzvorwurf missachtet. Die Kritik an der StA entzündete sich neben Detailproblemen in systematischer Hinsicht vor allem an folgenden Punkten:

- a) Das Lemmatisierungsprinzip der StA garantiert Vollständigkeit der Varianten lediglich im Sinne ihrer vollständigen Nennung. Wesentliche Charakterisierungen wie ihre exakte räumliche Position in der Handschrift, die Kontextualisierung in Überarbeitungsphasen des Gesamttexts, die Begründung ihres Status als Ersetzung oder unentschiedene Alternative und ihrer Abfolge fehlen meist. Auch der Ausschnitt eines Lemmas wird nicht begründet. In Beißners negativem Apparat dominieren paradigmatische Verhältnisse; syntagmatische werden nur vom Lesetext gegeben.
- b) Die StA fällt auch dann Entscheidungen, wenn sie nicht (hinreichend) vom Manuskript gedeckt sind.

Motiviert sind sie durch das Konzept eines möglichst geschlossenen Lesetextes als Telos einer idealen Textgenese. Dies betrifft die Festlegung auf eine von mehreren in der Handschrift alternativ nebeneinander stehende Varianten, vor allem aber die Konstitution von endgültigen Fassungen, wo lediglich Entwürfe vorliegen, und die Rekonstruktion von verschiedenen Fassungen eines Textes aus einem kontinuierlichen Entstehungsprozess. Solche Fassungen versuchen zwar, Umarbeitungen im Kontext darzustellen; sie bleiben aber letztlich spekulative Konstruktionen vorläufiger Ganzheiten, die zumeist nicht von der Handschrift gedeckt sind.

c) Die Bewahrung der Dynamik des Textes, die der Rekurs auf genetische Prozesse erreicht, wird durch die Unterstellung einer stringenten Teleologie zu einem endgültigen Lesetext verspielt. Zudem unterstellt die StA von vornherein, dass sich ein präzisiert eindeutiger semantischer Gehalt durch alle Varianten durchhält und nicht verschiebt.

d) Eine räumliche Darstellung der Handschriften unterbleibt, obwohl diese die Basis jeder Edition sind. Dies gilt auch dann, wenn man, wie Beißner, die Handschriftengestalt nicht für eine hinreichende Repräsentation eines Gedichts hält, weil etwa ihre genetische Interpretation fehlt; auch diese muss bei der Handschrift einsetzen. Hans Zeller hat Beißner die – schon von Karl Goedeke 1876 aufgestellte – plakative Formel entgegengesetzt, die Handschrift müsse aus dem Text rekonstruierbar sein; in der StA sei der editorische Grundsatz der Trennung von Befund und Deutung nicht hinreichend beachtet.

e) Rückschlüsse auf die Handschriften werden vom Apparat der StA systematisch unterbunden, indem z. B. bei der genetischen Darstellung Mehrfachnennungen von Wörtern auftreten, die sich in der Handschrift nur einmal finden, oder indem der Ausschnitt eines Lemmas nicht weiter begründet wird. Wenn Beißner mit Verweis auf die Entlastungsfunktion der Edition betont, die Handschrift sei keineswegs immer von Interesse, so muss eine historisch-kritische Edition dennoch auch solchen Fällen Rechnung tragen.

f) Die Feststellung der Unumgänglichkeit von interpretativen Eingriffen bei der Edition rechtfertigt nicht großzügiges Interpretieren. Vielmehr sollten interpretierende Eingriffe auf ein Mindestmaß beschränkt werden und so weit als möglich als solche kenntlich gemacht werden. Diesen Postulaten nach Minimierung und Explikation von editorischer Interpretation genüge die StA kaum, weil sie von vornherein eine Rekon-

struktion einer *idealen* Textgenese ansetzt. Indizien sind u. a. Stellen, wo an strittige Detailbefunde weitreichende Entscheidungen geknüpft werden.

g) Die Kritik an der StA kulminiert in dem Einwand eines methodisch begründeten Mangels an Transparenz der editorischen Entscheidungen. Genannt werden können hier unzureichende Grundlagen in der Überlieferung oder apodiktische Argumentation trotz mehrdeutiger Befunde. Auffällig ist, dass Beißner in seinen Apologien häufig auf Kategorien wie »Evidenz«, »Divination« oder »langjährige Erfahrung« rekurriert, die manchmal als Autoritätsargument empfunden wurden. Vor allem aber wird durch den Ansatz eines »mitdichtenden« Herausgebers dessen Abgrenzung zum Autor und den Überlieferungsträgern systematisch verwischt. Editorische Entscheidungen werden nicht explizit gemacht und damit in die Autorposition verschoben. Darin kann man eine Immunisierungsstrategie sehen.

Ein exemplarischer Fall zur Prüfung des Verfahrens der StA war der Fund der Reinschrift der *Friedensfeier*, die 1954 in London gefunden wurde, als der zweite Band der StA schon erschienen war. Die Differenzen zu den drei von Beißner konstituierten Fassungen waren augenfällig; insbesondere Beißners Gliederungsvorschlag wurde von der dreistrophigen Form der Reinschrift widerlegt. Beißner druckte die Reinschrift als Anhang zu Band 3 der StA, suchte aber seine Textedition dennoch als Vorstufen zu retten; seine Argumentation wurde insgesamt als dogmatisch eingeschätzt und nicht allgemein anerkannt. Der Text wurde zusammen mit den Vorstufen 1959 von Wolfgang Binder und Alfred Kelleter in Faksimile veröffentlicht. Die Vorstufen sind mit einer Umschrift versehen, die die räumliche Struktur möglichst adäquat ins Medium des Drucks zu transponieren anstrebt. »Die Offenheit des Entwurfs soll erhalten bleiben, ihr widerspräche es, die Blätter philologisch weiter und zu Ende zu dichten.« (28) Dieses deutlich gegen Beißner gerichtete Editionsprogramm mit der Bindung an die faksimilierte Handschrift wird wegweisend für die Frankfurter Hölderlin-Ausgabe (FHA).

Der Lesetext der StA erschien parallel in der sogenannten »Kleinen Stuttgarter Ausgabe«; außerdem liegt er vielen Leseausgaben zugrunde, so etwa der von Beißner und Schmidt mit überarbeiteter Kommentierung herausgegebenen Auswahlausgabe, die 1969 im Inselverlag erschien. Über die Homepage des Hölderlin-Archivs ist die StA auch online zugänglich.

1.5 Frankfurter Hölderlin-Ausgabe (FHA)

Die FHA war bei ihrem ersten Erscheinen 1975 eine ungeheure Provokation. Eine H.-Ausgabe, herausgegeben von dem gelernten Werbegraphiker Dietrich Eberhard Sattler, verlegt vom ehemaligen SDS-Vorsitzenden Wolff unter dem Label »Roter Stern«, musste im politischen Reizklima im Deutschland der 1970er Jahre zwischen Kaltem Krieg und Radikalenerlass, Ölkrise und RAF-Terror unter Ideologieverdacht stehen. Dieser Verdacht war intendiert und vielleicht auch inszeniert. H. wurde gesellschaftskritisch als Antiheld des Widerstandes stilisiert; Bertaux' Thesen von H.s Jakobinismus und seiner Geisteskrankheit als Akt innerer Emigration, ihre literarische Popularisierung in Peter Weiss' *H.* hatten dem antiautoritären Projekt die Vorlage gegeben. H.s Wahnsinn wurde als »Wahr-Sinn« (Sattler mit Platon via Schleiermachers Übersetzung von Phaidros 244c), Dunkelheit und Rätselhaftigkeit wurden zu Widerständigkeit und zur Praxis von Kritik erklärt, die die bisherige H.-Philologie – so die polemische Verschwörungstheorie – den Leuten vorenthalten und, in ungebrochener Fortsetzung pathologisierender Werkselektion, im Asyl des Apparats versteckt habe; Resultat sei ein glatter, klassikerhafter Lesetext, der der politischen Vereinnahmung vor allem im Dritten Reich in die Hand gearbeitet habe. Dagegen möchte Sattler das ganze Gewicht auf die Fragmentarität, wie sie seinerzeit schon Adorno in seinem »Parataxis«-Aufsatz reklamiert hatte, legen, wobei er sie allerdings zu H.s eigentlicher Intention stilisiert. »Komm ins Offene, Freund!« (Sattler/Groddeck 1977, 19) Die Reaktion auf diese Emphase war geteilt: im Feuilleton überwiegend Zustimmung, in der angegriffenen Germanistik zunächst vehemente, ja gereizte Ablehnung, die H. emphatisch als Kündler einer göttlichen Präsenz in der Welt jeden kritischen Stachel von vornherein zu ziehen trachtete. Auch editionsphilologisch musste der Frontalangriff gegen die etablierte und als fortschrittlich geltende StA verdaut werden, was eine sehr intensive, editionsphilologisch bedeutsame Debatte in Gang setzte. Die FHA entwarf ein provokantes Gegenmodell, das aus der Kritik an der StA editorische Konsequenzen zog. Das HJb 19/20 dokumentiert die intensive erste Diskussion auf der Jahrestagung der H.-Gesellschaft 1976.

Das auffälligste Kennzeichen der FHA ist der Abdruck sämtlicher Handschriften als Faksimile. Auch wenn manche dazu neigten, dies als Ausdruck eines schriftmystischen Unmittelbarkeitsideals poststrukturalistischer Prägung aufzufassen, ist das metho-

dische Bestreben zunächst, unter Ausnutzung moderner drucktechnischer Möglichkeiten der Forderung nach Transparenz einer Edition bis hin zur Manuskriptvorlage als einziger Legitimationsbasis zu genügen. Die FHA löst die Trennung von Text und Apparat auf und gibt den Text in vierfacher Form: (1) als Faksimile der Handschrift. (2) Transkription im Medium des Druckes; dabei sollen die räumlichen Strukturen möglichst adäquat abgebildet werden; eine zeitliche Gliederung in schematisiert drei Überarbeitungsphasen wird durch verschiedene Schriftstärken – die früheste leicht, die letzte fett – wiedergegeben. (3) Analyse verschiedener zusammenhängender Bearbeitungsphasen der Texte (»Phasenanalyse« bzw. »lineare Textdarstellung«). (4) Geschlossener Lesetext, der je nach Vorlage als »unemendiert« (Reinschrift, autorisierter Druck), »emendiert« (von offensichtlichen Versehen gereinigt), »differenziert« (von Fremdeingriffen gesäubert), »rekonstruiert« (aus Segmenten zusammengesetzt) oder »konstituiert« (lediglich Entwürfe) bezeichnet wird. Diese vier Textebenen sind streng aufeinander bezogen und geben nur zusammen ein adäquates Bild. Daraus ergeben sich Probleme bei der Zitation dieser Ausgabe, die aber bewusst hingenommen werden.

Das Verfahren der FHA soll in hohem Maße Transparenz gewährleisten. Faksimile und Umschrift sollen die Überlieferungslage räumlich repräsentieren; insofern steht die FHA einem strukturalistischen Ansatz nicht fern – auch wenn klare hermeneutische Elemente auszumachen sind. Die Trennung von Befund und Deutung (Zeller) ist die Grundlage des vierstufigen Verfahrens. Dabei ist ein interpretierender Eingriff ausdrücklich nicht gelehnet, vielmehr dürfe die Textsynthese »um so kühner sein, je offener sie sich der Kritik stellt« (FHA Einl., 19), weil durch die Bindung an den grundlegenden Befund jede Deutung im Modus der Vorläufigkeit gehalten werde. Andererseits führt die große Nähe zur Handschrift manchmal zum Verzicht auf plausible Emendationen (z. B. *Natur und Kunst*). Auf interpretierende Herausgeberräte, wie in der StA, verzichtet die FHA, was gelegentlich zu Identifikationsschwierigkeiten führt, weil sich die Titel der StA mittlerweile in der Forschung eingebürgert haben. Durch die »lineare Textdarstellung« sollen die Überarbeitungen jeweils in ihrem Gesamtzusammenhang dargestellt, eine Dekontextualisierung durch Lemmatisierung vermieden werden. Postuliert wird ein neuer, engagierter, mündiger Leser, der am Text arbeitet und die historische Anbindung und das Beibringen von Sachinformation selbst zu leisten in der Lage ist; daher

wird der inhaltliche Kommentar auf überblicksartige Andeutungen verknüpft, Einzelstellen inhaltlich überhaupt nicht kommentiert. Axiome der Edition sind »Vollständigkeit«, »Authentizität« und »Zugänglichkeit«, d. h. durchsichtige und popularitätsfähige Präsentation allen verfügbaren Materials.

Ihrer Anlage nach will sich die FHA »am Entwurfscharakter des H.schen Spätwerkes« orientieren (FHA Einl., 18). Diese Methodik erfuhr aber gerade bei den späten Gesängen eine tiefgreifende Änderung. An die Stelle der Werkstufenedition tritt »die editorisch neue[] form des kumulativen textes« (FHA 7, 8). Grundlage ist die These, dass H. die Entwürfe etwa ab 1802 auf zwölf Großgesänge, geordnet in drei Triaden und jeden überdies in zwei Fassungen, angelegt habe. Auf diese hypothetischen Texte werden die Textbefunde teleologisch ausgerichtet; die Rekonstruktion entfernt sich z. T. weit von der Überlieferungslage. Die editionsleitende These von den zwölf Gesängen wird nirgends ausführlicher transparent gemacht. Sattler muss zu z. T. tiefgreifenden Umstellungen im Vergleich zu den Überlieferungsträgern, zur These vorgeblicher Verwerfungen (z. B. *Germanien*) oder der Deutung von Texten als Proömien (z. B. *Andenken*) greifen.

Die FHA ist einer sehr ausführlichen und differenzierten Kritik unterzogen worden, die auch z. T. editionsphilologisch von allgemeinerer Bedeutung ist und an vielen Punkten auch für die StA gilt. Sie gilt als eines der ambitioniertesten und aufwendigsten Editionsprojekte der letzten Dekaden. Eine ganze Reihe von Detailproblemen entzündete sich an den Schwächen des Einleitungsbandes und kann in den Textbänden als behoben gelten. Für das Einführen von vom Standard abweichender kritischer Zeichen werden von der FHA technische Gründe ins Feld geführt. Kritisch angemerkt wurde immer wieder, dass Transparenz kein Freibrief für willkürliche Deutungen sei und einige Textkonstitutionen sehr spekulativ oder von einer gewollten Absetzung gegen die StA motiviert seien, wobei das vierstufige Verfahren eher zur Camouflage editorischer Eingriffe werde. Fraglich scheint auch, inwieweit die Askese beim inhaltlichen Kommentar mit dem Popularisierungspostulat vereinbar ist und ob dem »neuen Leser« nicht zu viel zugetraut oder zugemutet wird. Den Übersetzungen sind jeweils Interlinearversionen der von H. vermutlich herangezogenen Quellentexte beigegeben; sie sind in ihrer philologischen Qualität, hinsichtlich der verwendeten Quellen und der Verständlichkeit für nicht des Griechischen mächtige Leser nicht unumstritten.

Die Qualität der *Faksimiles* hat sich gegenüber dem Einleitungsband verbessert, bleibt aber aus technischen Gründen (gerasterter Offsetdruck statt des aufwendigeren Lichtdrucks) beschränkt; in den allermeisten Fällen ist sie jedoch ausreichend. Bei der »qualifizierten« *Umschrift* wurde angemerkt, dass sie durch die typographische Auszeichnung von Überarbeitungsphasen eine erste Deutung enthalte; sie wird von Sattler für unabdingbar gehalten, weil eine bloß räumliche Wiedergabe im Medium des Drucks die Verhältnisse der Handschrift unterkomplex darstellt und wesentliche Informationen unterschlägt. Die Festlegung auf drei Phasen ist durch technische Möglichkeiten und die Übersichtlichkeit begründet, jedoch zwangsläufig schematisch. Unklar ist, ob nur zeilenweise Korrekturen (Sattler FHA Einl., 18) oder aber eindeutig identifizierbare Überarbeitungsphasen des gesamten Textes (Groddeck 1978) wiedergegeben werden; Letzteres wird nicht konsequent umgesetzt. Die Wiedergabe späterer Phasen in fetterem Druck legt zudem eine teleologische Lesung nahe, die späten Fassungen den Vorzug gibt, eine Tendenz, die die Phasenanalyse bestätigt; Binder/Kelletat waren in ihrer *Friedensfeier*-Edition umgekehrt verfahren. Die »lineare Textdarstellung« rekonstruiert z. T. die Abfolge von Überlieferungsträgern, vor allem aber eine ideale Genese des Gedichts. Das Verhältnis dieser Idealgene zu den in der Umschrift ausgezeichneten Überarbeitungsphasen bleibt offen. Im Allgemeinen wird die Darstellung der Phasen ohne begründenden Kommentar gesetzt, die Gründe für die editorischen Entscheidungen bleiben intransparent. Da die Verszählungen der verschiedenen Phasen variieren, ist ein Vergleich ohne Verskonkordanzen aufwendig. Häufig kritisiert wurde der Lesetext und hier insbesondere die Konstitution nur auf Basis von Entwürfen. Hier kommt die pragmatische Rechtfertigung des Lesetextes im Sinne des Zugänglichkeitspostulats in Widerspruch zur Vorläufigkeit des edierten Textes und wird als inkonsequent angesehen. Dem Argument, dass damit latent doch wieder eine Trennung von Text und Varianten eingeführt werde, wurde entgegengehalten, dass der Lesetext ein Element einer vierdimensionalen Textpräsentation sei. Festzuhalten ist eine starke Tendenz zur Glättung im Lesetext, die insbesondere beim *Empedokles* moniert wurde. Insgesamt teilt die FHA mit der StA ein deutlich teleologisches Element, das sich hermeneutisch an einer prä-tendierten »letzte[n] Intention« (FHA Einl., 19) orientiert. Die FHA tendiert dazu, möglichst späte Fassungen zu geben; problematisch ist dies z. B. bei den

Elegien *Stutgard*, *Heimkunft* und *Brod und Wein*, wo die erst Jahre später erfolgten Überarbeitungen der Reinschriften in den Lesetext integriert werden.

Abgeschlossen wurde die FHA 2008: Mit Bd. 20 endet die »1975 begonnene historisch-kritische Hölderlin-Ausgabe [...] anders als sie begann, als chronologisch-integrale Edition«, die an die Stelle der »klassifizierenden Bändeinteilung« der vorangegangenen Bände ein »Verfahren der prozessualen Textdarstellung« setzt (vgl. FHA 20, 7). Verschärft wurde damit die bereits in Bd. 8 sich auswirkende Absage an das ursprüngliche Maß größtmöglicher editorischer Luzidität zugunsten einer Montage von Briefzeugnissen, Dokumenten und herausgeberischen Hinweisen, die den Prozess eines Lebenswerks dokumentieren und in ihn H.s poetische Arbeit einordnen will. Unter der Überschrift »Werksegment 1802–1806« erscheinen dann die *Nachtgesänge*, eine »elegientriade α « wie eine »elegientriade β «, ein »Zyklus α « und ein »Zyklus β « »hesperischer Gesänge«, weiter H.s *Pindar-Kommentare*, die »Redaktion Pythia I« (H.s. Übersetzung von *Pindars 1. Pythischen Ode*), »Der Archipelagus β « wie die »Segmente aus Ajax«. Der Weg, der zu diesen Texten geführt hat, wird nicht (mehr) diskutiert oder gar dokumentiert. Mit den Bdn. 8 und 20 hat sich damit die FHA in ihrem Abschluss radikal von den ursprünglichen Absichten und Maßgaben – Trennung von Befund und Deutung, möglichste Transparenz editorischer Entscheidungen – verabschiedet.

Gerade wegen der Wendung, die die FHA am Schluss erfahren hat, gilt es an einen ihrer wesentlichen Bestandteile zu erinnern: die drei Supplementbände mit der Faksimile-Edition der *Frankfurter und Homburger Entwurfsfaszikel* (Supplement I, hg. v. D. E. Sattler u. H. G. Steimer, 1999), des *Stuttgarter Folio-buchs* (Supplement II, hg. v. D. E. Sattler u. H. G. Steimer, 1989) und des *Homburger Foliohefts* (Supplement III, hg. v. D. E. Sattler u. E. E. George, 1986). Neben den qualitativ wesentlich besseren Vollfaksimiles bieten diese Supplementbände topographisch differenzierte Umschriften. Rücksichtlich manch zweifelhafter und willkürlicher editorischer Entscheidungen insbesondere in den Bdn. 8 und 20, darüber hinaus aber und vor allem wegen ihr »den Originalen so nahe« (vgl. FHA Suppl. III, 20) wie möglich kommenden Qualität eignet diesen Supplementbänden eigenständige und bleibende Bedeutung.

Sattler brachte ab 1979 bei Luchterhand eine Leseausgabe heraus; sie war wegen des Fehlens der Faksimiles wie auch zwischen den Verlagen umstritten; sie wurde nach 15 Bänden 1986 eingestellt. – Der Herme-

tik, mit der er die FHA zum Abschluss brachte, hatte Sattler 2001 (als Sonderdruck der neuen bremer presse) den Band »hesperische Gesänge« vorausgeschickt (s. Kap. 33). – Einen erneuten Versuch einer Leseausgabe unternahm er mit der »Bremer Ausgabe« (F. H. Sämtliche Werke, Briefe und Dokumente in zeitlicher Reihenfolge. Bremer Ausgabe, hg. u. komm. v. D. E. Sattler, 12 Bde. München (Luchterhand) 2004). Die Bremer Ausgabe setzte die FHA voraus, begann aber bereits jene anders perspektivierten Akzente zu setzen, die in Bd. 20 der FHA kulminierten: (H.s) Werk, die Korrespondenz, Dokumente und der Kommentar des Herausgebers (usw.) werden zu einem Fließtext kumuliert. Was H.s Texte betrifft, so werden die Leser mit einer vom Herausgeber emendierten und konstituierten Endfassung konfrontiert, d. h. mit autoritativen, nicht weiter überprüfbaren Entscheidungen. Die BA realisiert somit das unterschiedene Gegenmodell zur FHA bzw. deren ursprünglichem Anliegen (vgl. FHA Einl., 16–19).

1.6 Neuere Teileditionen, Lese- und Studienausgaben

Die »gesamtdeutsche« Ausgabe von Günter Mieth (Berlin/Weimar und München 1970) basiert auf der StA. Allerdings werden einige Partien, die die StA den Lesarten zugeschlagen hatte, dem Text integriert, Entwürfe in kleinerer Type wiedergegeben. Die Orthographie ist modernisiert.

Unter dem Titel »*Bevestigter Gesang*«: die neu zu entdeckende Spätdichtung bis 1806 versuchte Dietrich Uffhausen 1989 eine Neuausgabe der Spätdichtung. Auf die geplante Handschriften-Faksimilierung konnte nach Erscheinen des *Homburger Foliohefts* 1986 als Supplement III zur FHA weitgehend verzichtet werden; die verbleibenden Faksimiles werden indes nicht mit einer Umschrift versehen, sie bleiben daher illustrativ. Uffhausen beanspruchte, eine Lese- und Studienausgabe mit kritischem Anspruch zu geben. Er gibt keinen klassischen Lesetext, sondern einen »mehrdimensionalen« Text, der die Lesarten in den Text zu integrieren versucht; dieser Text nähert sich einem Apparat und ist – intendiert – schwer zu lesen. Das Bestreben, wissenschaftliche Nutzbarkeit und Lesbarkeit in *einem* Text zu vereinigen, droht beide Anliegen zu verspielen. Fragwürdig sind die Intransparenz der Variantendarstellung oder die synoptische Zeilenparallelisierung völlig verschiedener Fassungen der sogenannten »Nachtgesänge«. Zudem nimmt Uffhausen

die Unvermeidlichkeit von Interpretation bei der Textkonstitution als Lizenz für eine völlige Neuinterpretation des Spätwerkes im Gewande der Edition. Unter Rekurs auf eine Relativierung von H.s Geisteskrankheit à la Bertaux, auf die These einer prägenden formalen Pindaradaption und auf H.s Rede vom »gesetzlichen Kalkul« der Dichtung (StA 5, 195) will Uffhausen in der späten Dichtung formal regelmäßige Großhymnen (re)konstruieren. Bei Würdigung wichtiger Ansätze im Detail ist Uffhausens Ausgabe philologisch, methodisch und inhaltlich höchst umstritten geblieben.

Die dreibändige Ausgabe der *Sämtlichen Werke und Briefe*, die Michael Knaupp zusammen mit Hans Jürgen Malles (Gedichte bis 1795), Susanne Zwiener (*Empedokles*) und Michael Franz (Aufsätze) 1992/93 im Hanser-Verlag herausgebracht hat – daher auch »Münchner Ausgabe« (MA) –, versteht sich als Les- und Studienausgabe, tritt aber mit dem Anspruch auf, die Texte anhand der Überlieferungsträger neu ediert bzw. die vorhandenen Editionen kritisch geprüft zu haben. Knaupp, der die Bände 4, 5 (Oden), 15 (Pindar) und 16 (Sophokles) der FHA mitediert hat, legt den Schwerpunkt auf Textkritik. Seine Prämisse ist eine möglichst große Nähe zu den Überlieferungsträgern. Er bringt, ein Novum unter den Studienausgaben, den Text in der Originalorthographie. Varianten werden nur in Auswahl gegeben – eine Verlegenheitslösung aus Raumnot, wie Knaupp einräumt. Die zahlreichen Abweichungen von StA und FHA werden im Kommentar aufgeführt, so dass ein Vergleich möglich ist. Die Gedichtentwürfe erscheinen chronologisch gereiht und werden nicht einer späteren Endfassung zugeordnet; dies verdeutlicht die Genese des Gesamtœuvres und den jeweiligen Schaffenskontext, trennt indes die Entwürfe eines Gedichts. Knaupp bringt das *Homburger Folioheft* komplett entlang der Handschrift, ohne damit irgendwelche Thesen eines größeren inhaltlichen Zusammenhanges zu verbinden; weder ein »Gesamtkunstwerk« (wie etwa bei Uffhausen) noch eine Aufteilung in einzelne Gedichte und in den Apparat auszulagernde Fragmente (wie etwa in der StA) werden angesetzt, noch das Konstrukt eines kumulierten Gesamttextes. Allerdings kann Knaupps »halbdokumentarisches« Verfahren, das Randnotizen »unter dem Strich« mitgibt, die komplexe Folio-Handschrift nur ungenau abbilden. Bei *Stuttgart, Brod und Wein* und *Heimkunft* erscheinen die frühere Reinschrift und die wesentlich spätere Überarbeitung entgegen der FHA als zwei Fassungen. Die Segmente des *Fragments philosophischer Briefe* (StA:

Über Religion) (s. Kap. 24) werden überzeugend neu geordnet. Die Briefe von und an H. werden vollständig und in chronologischer Reihenfolge gegeben. Der inhaltliche Kommentar ist – gerade für eine Leseausgabe – extrem kurz gehalten; die Angabe von Varianten ersetzt ihn nicht, die Kontextualisierung bleibt fast ganz dem Leser überlassen. Der separate Kommentarband bringt noch einen Überblick über die Quellenlage, einige Lebensdokumente – u. a. aber *nicht* das Bücherverzeichnis von H.s Nachlass – und ein ausführliches kommentiertes Namensverzeichnis.

Ebenfalls als Lese- und Studienausgabe angelegt ist die dreibändige Ausgabe von Jochen Schmidt, die 1992–1994 im »Deutschen Klassiker Verlag« (KA) erschienen ist. Schmidt stützt sich weitgehend auf den Text der StA, der nach Autopsie an den Handschriften geprüft ist, die Fassungen der FHA werden i. d. R. nicht berücksichtigt; textkritische Anmerkungen oder Varianten werden – wenn überhaupt – stiefmütterlich behandelt. Lediglich der *Empedokles*-Komplex ist von Katharina Grätz komplett neu ediert worden und bietet eine Alternative zur StA wie zur FHA; ein ausführlicher textkritischer Apparat findet sich beigefügt; der Text wird in originaler Interpunktion und mit Hinzufügung von H.s poetologischen Glossen in einer auf Textglättung verzichtenden Form präsentiert, die die Brüche der Entwürfe wiedergibt; das theoretische Fragment *Das untergehende Vaterland ...* wird in den *Empedokles*-Kontext integriert. Die Anordnung der Texte folgt häufig einem teleologischen Prinzip, d. h. Vorstufen werden der Endfassung zugeordnet, beim *Hyperion* folgen die – nicht ganz vollständigen – Vorstufen dem Romantext. Die Verserzählung *Emilie vor ihrem Brauttag* ist zwischen dem *Empedokles* und den poetologischen Fragmenten versteckt. Aus den späten Entwürfen werden einzelne Komplexe herauspräpariert, der Rest in ein eigenes, fast unkommentiertes Kapitel verortet; Schmidt teilt hier die auf Ganzheit zielende Vollendungsästhetik seines Lehrers Beißner. Die Briefe H.s werden vollständig, die an ihn nur in einer Auswahl separat wiedergegeben. Ob das *Älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus* in eine H.-Ausgabe gehört, darf mittlerweile als umstritten gelten. Schmidt ediert den Text gemäß den Richtlinien des Klassiker-Verlages in modernisierter Orthographie; zwar kann man nicht von einer spezifisch H.schen Orthographie ausgehen, andererseits bleibt die Rekonstruktion des »originalen Lautstandes« ein spekulatives Konstrukt. Sehr ausführlich und von großer Gelehrsamkeit, wenn auch nicht immer ausgeglichen ponderiert, ist der inhaltliche Kommentar, so

wohl in den z. T. essayartigen Überblicks- als auch in den Stellenkommentaren. Der Schwerpunkt liegt weniger auf der kontemporären Einbettung als auf stoischen, neuplatonischen, pietistischen und poetologischen Traditionslinien und einem genieästhetisch grundierten Interesse am Schaffensprozess. Der Kommentar bietet dezidiert Interpretationen an. Bei den Übersetzungen wird eine mögliche ästhetische Perspektive der traditionellen Fehlerphilologie geopfert.

2001 erschien in der Meridiani-Reihe Luigi Reitanis Edition und Übersetzung »Sämtlicher Gedichte« H.s (*Tutte le Liriche*. Edizione trad. e comm. e revisione del testo critico tedesco a Luigi Reitani, Mailand 2001). Dieser Band bietet nicht allein eine maßstabsetzende Übersetzung sämtlicher Gedichte H.s ins Italienische, sondern zugleich eine eigenständige Edition des der Übersetzung jeweils zugrundeliegenden Textes. Unterschieden wird zwischen zu H.s Lebzeiten veröffentlichten Gedichten (angefangen vom *Musen-almanach fürs Jahr 1792* bis zum *Musen-almanach für das Jahr 1808*) und den Gedichten aus dem Nachlass, die nach der Abfolge ihrer Überlieferungsträger ediert werden. Leitendes – und von den skizzierten Eigenarten vieler deutschsprachiger sich unterscheidendes – Prinzip ist es, dass es nicht »die Aufgabe des Herausgebers sein kann, das, was H. nicht hat zu Ende bringen wollen oder können, »fertigzustellen« [...]« (*Tutte le Liriche*, CXXIV). Nach dieser Maßgabe bietet Reitanis Edition einen Text, der beispielsweise beim *Homburger Folioheft* zu Vorschlägen kommt, die neben den deutschen Editionen sehr eigenständig zu bestehen vermögen. Vervollständigt wird diese editorische Leistung durch eine mehr als 600 Seiten umfassende Kommentierung. Zu *Tutte le Liriche* kam 2019 der Band *Prose, Teatro e Lettere* (a cura e con un saggio introduttivo di Luigi Reitani. Trad. di Mauro Bozzetti, Elsbeth Gut-Bozzetti, Andreina Lavagetto, Cesare Lievi, Adele Netti, Luigi Reitani, Mailand 2019) hinzu: mit den Übersetzungen des *Hyperion* (mit allen Vorstufen, Fragmenten, ...), des *Empedokles* (einschl. aller zu diesem Projekt gehörenden Texte, die drei Fassungen/Entwürfe von Reitani neu ediert und zweisprachig), der *Theoretischen Schriften* (mit den *Sophokles-Anmerkungen* und den *Pindar-Fragmenten*) sowie der *Briefe* (gegenüber den deutschsprachigen Ausgaben mit in mancher Hinsicht, insbes. bei den Turmbriefen, neuer Chronologie). Den 1259 Seiten *Prosa, Theater und Briefe* hat Reitani (einschl. bibliographischer Hinweise) 500 Seiten Kommentar und Anmerkungen angeheften lassen. Hätte es nicht die Umfangsgrenzen gesprengt, auch H.s eigene Übersetzungen in die Edi-

tion aufzunehmen (vgl. Prosa, ..., CXXXV), läge eine Gesamtausgabe vor, die den deutschsprachigen an die Seite zu stellen ist. Zweifellos haben Reitanis italienische H.-Ausgabe und die in sie eingeflossenen Arbeitszusammenhänge einen ganz wesentlichen Anteil an der singulären Rezeption, die H. in Italien erfahren hat und erfährt (s. Kap. 49).

In jüngster Zeit zeichnet sich schließlich die Tendenz ab, Texte H.s, die eine besonders komplexe editorische Herausforderung mit sich bringen, einzeln zu edieren – so *Brod und Wein/Die Nacht* in: Wolfram Groddeck, H.s. Elegie *Brod und Wein* oder *Die Nacht*, Frankfurt a. M. 2012 (288–321); *Der Ister* in: Felix Christen, *Das Jetzt der Lektüre*. Zur Edition und Deutung von F. H.s *Ister*-Entwürfen, Frankfurt a. M. 2013 (64–91).

Literatur Allgemein

Bothe, Henning: »Ein Zeichen sind wir, deutungslos«. Die Rezeption H.s von ihren Anfängen bis zu Stefan George, Stuttgart 1992.

Volke, Werner/Bruno Pieger/Nils Kahlefeld/Dieter Burdorf: H. entdecken. Lesarten 1826–1993 (Schriften der Hölderlin-Gesellschaft 17), Tübingen 1993.

Waleczek, Lioba: »Doch Vergangenes ist, wie künftiges heilig ...«. Zur Editionsproblematik der Stuttgarter und Frankfurter H.-Ausgabe, Baden-Baden 1994.

Zeller, Hans: Befund und Deutung. Interpretation und Dokumentation als Ziel und Methode der Edition, in: Martens, Gunter/Hans Zeller (Hg.): *Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation*, München 1971, 45–90.

zu 19. Jh.

Kohler, Maria: *Geschichte der H.-Drucke*. Ausgaben, Handschriften, Dokumente, Tübingen 1961.

Steimer, Hans Gerhard (Hg.): *Gustav Schlesier*. H.-Aufzeichnungen, Weimar 2002.

zu Zinkernagel/Hellingrath

Hoffmann, Paul: *Hellingraths »dichterische« Rezeption H.s*, in: Kurz, Gerhard/Valérie Lawitschka/Jürgen Wertheimer (Hg.): *H. und die Moderne*. Eine Bestandsaufnahme, Tübingen 1995, 75–104.

Kaulen, Heinrich: *Der unbestechliche Philologe*. Zum Gedächtnis Norbert von Hellingraths (1888–1916), in: HJb 27 (1991/92), 182–209.

F. H., *Kritisch-historische Ausgabe von Franz Zinkernagel*. 1914–1926. Werkteil Gedichte. Lesarten und Erläuterungen mit dem Text hg. v. H. G. Steimer. I. Herausgeberbericht, II. Edition auf CD, Göttingen 2019.

zu Große Stuttgarter Ausgabe

Allemann, Beda: *Rezension der Großen Stuttgarter Ausgabe Bd. 2*, in: *Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 69 (1957/58), 75–82.

Beißner, Friedrich: Editionsmethoden der neueren deutschen Philologie, in: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 83 (1964), 72–96.

Beißner, Friedrich: Aus der Werkstatt der Stuttgarter H.-Ausgabe, in: Ders.: *H. Reden und Aufsätze*, Weimar ²1969, 251–265.

zu Frankfurter Hölderlin-Ausgabe

Groddeck, Wolfram: Über Methode. Entgegnung auf D. Uffhausens Rezension des Elegienbandes, in: *Le pauvre Holterling* 3 (1978), 35–54.

Groddeck, Wolfram/Gunter Martens/Roland Reuß/Peter Staengle: Gespräch über die Bände 7 & 8 der Frankfurter Hölderlin-Ausgabe, in: *Text. Kritische Beiträge* 8 (2003), 1–55.

Martens, Gunter: Texte ohne Varianten? Überlegungen zur Bedeutung der Frankfurter H.-Ausgabe in der gegenwärtigen Situation der Editionsphilologie, in: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 101 (1982), 43–64.

Sattler, D[ietrich] E[berhard]: F. H., »Frankfurter Ausgabe«. Editionsprinzipien und Editionsmodell, in: *HJb* 19/20 (1975/77), 112–130.

Sattler, D[ietrich] E[berhard]/Wolfram Groddeck: Frankfurter H.-Ausgabe. Vorläufiger Editionsbericht, in: *Le pauvre Holterling*, Frankfurt a. M. 1978, 5–19.

Thurmair, Gregor: Anmerkungen zur Frankfurter H.-Ausgabe, in: *HJb* 22 (1980–1981), 371–389.

Wackwitz, Stephan: Text als Mythos. Zur Frankfurter H.-Ausgabe und ihrer Rezeption, in: *Merkur* 44 (1990), 134–143.

zu Neuere Ausgaben

Burdorf, Dieter: Wie über H.s Spätwerk zu reden sei. Bemerkungen zur publizistischen Praxis Dietrich Uffhausens, in: Beyer, Uwe (Hg.): *Neue Wege zu H.*, Würzburg 1994, 347–359.

Gaier, Ulrich/Gerhard Kurz/Bernhard Böschenstein: Rezension der H.-Ausgaben von Michael Knaupp und Jochen Schmidt, in: *HJb* 29 (1994/95), 299–319.

Grätz, Katharina: Der Weg zum Lesetext. Editions kritik und Neuedition von F. H.s *Der Tod des Empedokles*, Tübingen 1995.

Groddeck, Wolfram: Über die »neu zu entdeckende Spätdichtung« H.s. oder: »Bevestigter Gesang« in ruinöser Edition, in: *HJb* 27 (1990/91), 296–313.

Groddeck, Wolfram: H.: Neue (und alte) Lesetexte. Oder vom Eigensinn der Überlieferung, in: *Text. Kritische Beiträge* 1 (1995), 61–76.

Knaupp, Michael: Rezension von F. H., *Sämtliche Werke und Briefe*, hg. v. Jochen Schmidt, in: *Arbitrium* 13 (1995), 223–227.

Pieger, Bruno: H.-Ausgaben – aus der Perspektive eines Lesers, in: Fricker, Christophe/Bruno Pieger (Hg.): F. H., zu seiner Dichtung, 266–267, Amsterdam 2005, 154–180.

Schmidt, Jochen: Rezension von F. H., *Sämtliche Werke und Briefe*, hg. v. Michael Knaupp, in: *Arbitrium* 13 (1995), 216–223.

Stefan Metzger / Johann Kreuzer (akt.)

II Zeit und Person

2 Epoche

2.1 Französische Revolution

Die Französische Revolution von 1789 mit ihren bis heute gültigen Grundwerten Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit ist das Epoche machende Ereignis, das Veränderungen und Umwälzungen in ganz Europa zur Folge hat. Alle Augen in Europa sind auf Frankreich gerichtet. Die einschneidenden Wirkungen der französischen Staatsumwälzung auf Deutschland werden mit Spannung verfolgt. Der Sohn der Französischen Revolution, Napoleon Bonaparte, steht im Zentrum, er wird die Gesckicke Europas und die Geschichte Würtbergs bestimmen.

»Mais, c'est une révolte?« – »Non, Sire, c'est une révolution!« Diese Antwort bekam Ludwig XVI. (1754–1793) am Abend des 14. Juli 1789 in Versailles auf seine Frage. Die Bastille war gestürmt, der Gouverneur umgebracht worden. »Schluss mit der Monarchie! Schluss mit den Tyrannen!«, war die Parole, die das Ende des Ancien Régime besiegelte. Die große Hungersnot bei ständig steigenden Brotpreisen und soziale Ungerechtigkeit waren die Triebfedern für die aufständischen Bauern (Dritter Stand = »Tiers État«), die damals rund ein Fünftel der Bevölkerung ausmachten.

Drei Phasen der Französischen Revolution sind zu unterscheiden:

In der 1. Phase (1789–1791) soll die vom König für Mai 1789 zum ersten Mal nach 174 Jahren einberufene Nationalversammlung (Vertreter der drei Stände: Klerus, Adel, Dritter Stand) eine konstitutionelle Monarchie begründen mit dem Modell einer Gewaltenteilung nach Montesquieu. Nach ihrer Eröffnung bestand der Dritte Stand auf einer Wahlkontrolle aller Abgeordneten, gegen die sich die beiden anderen Stände zunächst wehrten. Doch bereits im Juni erklärten sich mehr als 80 % der 491 Abgeordneten zugunsten der Nationalversammlung, welche die alte Ständeordnung aufgab und zur Vertretung der ganzen französischen Nation wurde. Mit der Gesetzgebenden Nationalversammlung war ein modernes Parlament geschaffen, eines der ersten in Europa. Am 26. August 1789 proklamierte die Nationalversammlung, gegen den Willen des Königs, die »Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte«. Eingbracht von La Fayette (1757–

1834), der am amerikanischen Freiheitskrieg teilgenommen hatte, wurden sie in die neue Verfassung aufgenommen, die in Zukunft für Demokratie und Freiheit stehen sollten.

In dieser Anfangszeit des Umsturzes entstanden ungezählte ikonographische Abbildungen, allegorische Darstellungen, Karikaturen, Rebusse, Gesellschaftsspiele, gar das »Revolutions-Gänsepiel« von 1791, das in der Tradition des »Hühnerspiels von Heinrich IV.« steht – allesamt didaktische Mittel mit dem Ziel, über die politisch-sozialen Missstände aufzuklären und das Wissen um die aktuellen zeitgeschichtlichen Vorgänge zu verbreiten.

Die 2. Phase (1792–1794) kennzeichnet die Erarbeitung einer neuen Verfassung durch den Nationalkonvent, der zur Schreckensherrschaft (»terreur« = Schrecken) unter Robespierre (1758–1794) und Saint-Just (1767–1794) führte. Nachdem am 20. August 1792 Pariser Volksmassen die Tuileries gestürmt hatten und die Abschaffung der Monarchie forderten, berief die Nationalversammlung einen Nationalkonvent ein, der Erstere ablöste. Einen Monat später, am 22. September wurde die Monarchie abgeschafft – Ludwig XVI. und später seine Gemahlin Marie-Antoinette wurden im Jahr danach hingerichtet –, die Erste Republik ausgerufen und als 1. Tag des Jahres I bestimmt. Eine neue Zeitrechnung, der sogenannte Revolutionskalender mit neuen Monatsnamen (die Monate des Herbstes endeten auf -aire, des Winters auf -öse, des Frühjahrs auf -al, des Sommers auf -idor), einem Zehn-Tage-Zyklus und einer Zehn-Stunden-Einteilung wurde eingeführt, Maße, Münzen, Gewichte auf das Dezimalsystem umgestellt. Das bedeutete nicht zuletzt eine Herausforderung an die Uhrenhersteller – die innere Skala der Uhren zeigte das alte System, die äußere das Dezimalsystem –, doch schon 1795 wurde auf die dezimale Tageseinteilung verzichtet, da sie alle Uhren unbrauchbar gemacht hatte.

Ursprünglich als legislative Versammlung einberufen, bekam der Nationalkonvent immer mehr exekutive Gewalt. Gestützt auf die Ideen Rousseaus, der die Unterordnung des Individuums unter den allgemeinen Willen (»volonté générale«) forderte, wurde das Modell einer Gewaltenteilung aufgegeben. Der Konvent bestand aus rund 750 Mitgliedern bei rasch wechselnder Anzahl (vertreten waren fast anteilig Ja-

kobiner und Girondisten mit 150 Abgeordneten und rund 450 Unabhängige; die Zahl der Abstimmenden lag in der Regel bei 250. Als Tagungsort bezog er einen großen Saal im Théâtre des Tuileries, der Tribünen für die Öffentlichkeit hatte, die die Sitzungen mit entsprechenden Zurufen begleitete. Dem Konvent oblag die Kontrolle der Regierung und die Verteidigung der Revolution nach innen und außen (Kuhn 2009, 103).

Ein Revolutionstribunal wurde eingeführt. Für bestimmte Aufgaben setzte der Konvent Ausschüsse ein, unter anderem den berüchtigten Wohlfahrtsausschuss von zwölf Mitgliedern, der zur jakobinischen Schreckensherrschaft (vom 20. September 1793 bis 27. Juli 1794) unter Robespierre und Saint-Just führte und mit deren Guillotinerung endete. Der Konvent hatte am 5. September 1793 als Reaktion auf den Mai/Juni-Aufstand der Pariser Arbeiter und Kleinbürger (»Sansculottes«, da sie im Gegensatz zu den Adligen keine Kniehosen (»Culottes«), sondern lange Hosen trugen) die Einführung von Terrormaßnahmen beschlossen. Damit sollten jegliche gegenrevolutionäre Aktivitäten unterdrückt werden. Mit über 21.000 Überwachungsausschüssen in ganz Frankreich forderte die Terreur an die 40.000 Todesopfer – allein Carrier verantwortete 16.000 durch die Ertränkungen (»Noyaden«) in Nantes: Royalisten, Republikaner, Girondisten (u. a. Brissot, Vergniaud, Guadet) wurden gezielt verfolgt und hingerichtet, bis schließlich auch die gemäßigten Jakobiner (Hébert und Danton) und die radikalen Jakobiner zu Fall kamen. Besonders erwähnt sei die Schriftstellerin und Politikerin Olympe de Gouges (1748–1793). Sie hatte schon früh durch ihre Denkschrift gegen die Sklaverei Aufmerksamkeit erregt, und als die »Menschen- und Bürgerrechte« erklärt wurden, die implizit nur für Männer galten, die »Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin« verfasst und diese Rechte gefordert. (Bezüglich des Wahlrechts ließ die »Gleichheit« lange auf sich warten. Das allgemeine Wahlrecht für Frauen wurde in Deutschland 1918 eingeführt, in Frankreich 1944, in der Schweiz 1971 und in dem Schweizer Halbkanton Appenzell-Innerrhoden gar erst 1990.) Im Oktober 1795 wurde der Konvent aufgelöst.

Die 3. Phase bildet die Zeit des Direktoriums (1795–1799). Ein Zweikammersystem wird eingeführt, bestehend aus dem Rat der Fünfhundert und dem Rat der Alten. Aus letzterem wird ein fünfköpfiges Gremium gewählt, bei dem die Exekutive liegt. Sieben Direktorien in Folge amtierten mit ganz unterschiedlicher Dauer (von einem Jahr bis zu drei Tagen). Bereits in den letzten drei saß Emmanuel-Joseph Sieyès (1748–

1836), der wesentlich zur Machtergreifung durch Bonaparte beitrug. Nach dem Staatsstreich des 18. Fructidor V (4. September 1797) wurde ein Triumvirat gebildet. Durch den Staatsstreich Bonapartes am 18. Brumaire VIII (9. November 1799) wird das korrupt gewordene Direktorium gestürzt, Bonaparte zum Ersten Konsul gewählt, die beiden Direktoriumsmitglieder Sieyès und Paul Duclos werden Mitkonsuln. Am 24. Dezember 1799 trat die Konsulatsverfassung in Kraft. Dieses Datum gilt als das Ende der Französischen Revolution. Bonaparte erklärte (Kuhn 1999, 150): »Bürger, die Revolution ist auf die Grundsätze gebracht, von denen sie ausgegangen ist; sie ist beendet.«

Mitten in diese aufregende Zeit wird H. hineingeboren. Wie viele seiner Generation ist er nicht nur ein genauer Beobachter der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung, sondern begeisterte sich auch für die Ideen der Französischen Revolution, die aus dem Geist der Aufklärung kamen, verband er doch damit die Hoffnung auf eine Veränderung der »Regierungsform« (StA 6, 74) im eigenen Land.

Im Verlauf der Revolution reagierte H. immer wieder brieflich auf die Geschehnisse in Frankreich. Er habe sich »vom großen *Jean Jacques* [...] ein wenig über Menschenrecht belehren lassen« (StA 6, 70), schreibt er im November 1791 aus dem Stift an den Bruder. Diese Beschäftigung könnte durchaus der »Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte« geschuldet sein. Im Ersten Koalitionskrieg nimmt er Partei für Frankreich: Wir »kriegen schlimme Zeit, wenn die Oestreicher gewinnen«, warnt er die Schwester, prangert den »Misbrauch fürstlicher Gewalt« an und hält die Franzosen für »die Verfechter der menschlichen Rechte.« (BR 20. August 1792, StA 6, 77) Wiewohl er gleichzeitig gegenüber der Mutter auf den angestammten, eigentlich privilegierten Rechten der württembergischen Ehrbarkeit besteht, zu der er ja gehört (StA 6, 82), begrüßt er enthusiastisch den Sieg der Revolutionsarmee. Mit der zustimmenden Formulierung »Gut u. Blut seinem Vaterlande zu opfern« (StA 6, 82), lehnt er sich sicherlich an die Verse in Schillers *Ode an die Freude* von 1785 an. In diesen Kontext gehört wohl auch H.s *Ode Der Tod fürs Vaterland*, die mit den beiden Schlussversen »Und zähle nicht die Todten! Dir ist,/ Liebes! nicht einer zu viel gefallen.« (StA 1, 299) Zündstoff für politische Diskussionen bis heute liefern. Allerdings ist es in H.s Werk bei dieser einen heroischen Verklärung des Sterbens fürs Vaterland geblieben. Im ersten handschriftlichen Entwurf von 1796, überschrieben mit dem Titel *Die Schlacht*, herrscht noch ein ganz anderer Tenor in den Versen –

wohl den Verkauf der Landeskinder durch den Fürsten im Blick, der auf diese Weise seinen Repräsentationsaufwand finanzierte – »das fromme Herz des Kinds betrogen,/ Wie ein zahmes Thier, zum Dienste gebraucht.« (StA 1, 605)

Zum Jahrestag der Ausrufung der Republik, Festivitäten erwartend, schreibt er an den Bruder: »Es hängt an einer Haarspize, ob Frankreich zu Grunde gehen soll, oder ein großer Staat werden?« (StA 6, 85) Doch als im Juli 1793 die Jakobinerherrschaft systematisch die gemäßigten Girondisten verfolgt und guillotiniert, schreibt er, ohne Zweifel erleichtert, dass nun »Marat, der schändliche Tyrann, ermordet ist« und prophezeit »den übrigen Volksschändern«, den Jakobinern, »zu seiner Zeit den Lohn ihrer niedrigen Ränke und unmenschlichen Entwürfe« (StA 6, 88). Er fürchtet nicht zu Unrecht um das Schicksal Brissots, der »wahrscheinlich ein Opfer seiner niedrigen Feinde« (ebd.) werde. Drei Monate später erkündigt er sich beim Bruder nach dem »Schicksale der Deputirten Guadet, Vergniaud, Brissot p. p.«, das ihn »oft bitter« mache. (StA 6, 95 f.)

Als »politisches Glaubensbekenntnis« (T 1.2, 356) dürfen seine Ausführungen im Brief an den Bruder vom September 1793 gelten: »Ich hänge nicht mer so warm an einzelnen Menschen. Meine Liebe ist das Menschengeschlecht, freilich nicht das verdorbene, knechtische, träge, wie wir es nur zu oft finden [...]. Ich liebe das Geschlecht der kommenden Jahrhunderte. Denn diß ist meine seeligste Hofnung, der Glaube, der mich stark erhält und tätig, unsere Enkel werden besser sein, als wir, die Freiheit muß einmal kommen, und die Tugend wird besser gedeihen in der Freiheit heiligem erwärmenden Licht, als unter der eiskalten Zone des Despotismus.« Sein Programm zielt auf »Bildung, Besserung des Menschengeschlechts« (StA, 6, 92 f.).

An den revolutionsbegeisterten Arzt und Naturforscher Johann Gottfried Ebel (1764–1830), der nach Frankreich ging und enttäuscht über die Verhältnisse dort berichtet, schreibt H. im Januar 1797: »Ich glaube an eine künftige Revolution der Gesinnungen und Vorstellungsarten, die alles bisherige schaaamroth machen wird. Und dazu kann Deutschland vielleicht sehr viel beitragen. Je stiller ein Staat aufwächst, um so herrlicher wird er, wenn er zur Reife kömmt.« (StA 6, 229) Neueste Nachrichten kamen ins Tübinger Stift aus dem in Frankreich gelegenen Mömpelgard (Montbéliard), seit 1397 Grafschaft Württembergs (von den Franzosen 1793 besetzt, gehört sie seit 1802 wieder zu Frankreich). Jeweils sechs Studienplätze im Stift waren für die Mömpelgarder Alumen bestimmt.

Wichtigste Nachrichtenquelle waren die französischen Zeitungen, die es bis zu einer Tagesauflage von rund 150.000 Exemplaren brachten. Über 200 Zeitungen erschienen, darunter *Révolutions de Paris* von Prudhomme und die Tageszeitung *Patriote Français* von Brissot.

Die gängige Meinung, H. habe sehr bald eine ablehnende Haltung gegenüber der Französischen Revolution eingenommen, identifiziert seine Einschätzung mit den Äußerungen über Marat (»der schändliche Tyrann«, StA 6, 88) und Bonaparte: durch den Staatsstreich des 18. Brumaire sei er »eine Art von Dictator geworden« (StA 6, 374). Link (H. – Rousseau, 1999) hat jüngst darauf hingewiesen, dass vor dem Hintergrund von Rousseaus *Contrat social*, insbesondere des Kapitels *De la dictature*, das Wort »Diktator« keineswegs nur pejorativen Sinn habe. Festzustellen ist, dass es über H.s Begeisterung für Bonaparte vor dem 18. Brumaire keinen Zweifel gibt, und dass er an den republikanischen Zielen der Revolution trotz seiner Enttäuschung über die Ereignisse in Paris – »Ihr Urtheil über Paris ist mir sehr nahe gegangen«, schreibt er im November 1799 an Ebel (StA 6, 378) – festgehalten hat.

Bonaparte – Napoleon

»Napoleone Buonaparte« verzeichnet das Taufregister den am 15. August 1769 in Ajaccio geborenen Korsen, der eine fulminante Laufbahn durchlief und als Sohn der Französischen Revolution zum Ersten Kaiser der Franzosen wurde. (Ullrich 2004, 35) Wie kam es zu diesem Aufstieg, wie wurde aus Bonaparte Napoleon?

Die Familie gehörte dem Kleinadel Korsikas an. Als zweites von dreizehn Kindern geboren, erreichte der Vater Carlo Maria Buonaparte, Jurist und Sekretär von Pascal Paoli, der für die Unabhängigkeit Korsikas – die Insel war 1768 von Genua an Frankreich verkauft worden – gekämpft hatte, für seinen Sohn ein königliches Stipendium auf dem Festland mit dem Ziel, die Militärlaufbahn einzuschlagen. Nach dem Collège von Autun besuchte er die Kadettenschule von Brienne und wurde 1784 in die Königliche Militärschule in Paris aufgenommen. Aufgrund seiner herausragenden Leistungen erhielt er vorzeitig, mit kaum 16 Jahren, das Offizierspatent. Verschiedene Dienste in der Armee unterbrach er durch Aufenthalte in Korsika, bei denen er politisch aktiv war. Er begrüßte die Revolution, erhoffte er sich doch die Befreiung Korsikas. Mehrmals überzogener Urlaub brachte ihm den Ausschluss aus der Armee ein. Doch als er 1792 in sein Regiment zurückkehrte, wurde er aus Mangel an Offizieren zum

Hauptmann ernannt. Er schloss sich den Jakobinern unter Robespierre an. Mit dem Ende der Terreur war auch seine Karriere in Frage gestellt. Nun versuchte er Kontakt aufzunehmen mit den neuen Machthabern, den Thermidorianern um Paul de Barras, die Robespierre gestürzt hatten. Das gelang ihm, und auch auf privater Ebene durch die Heirat mit Joséphine Beauharnais kam er wieder in Regierungskreise, und nachdem er einen Pariser Aufstand von rechts niederschlagen konnte, wurde er mit dem Generalstitel belohnt.

In der Zeit des Nationalkonvents brach der Erste Koalitionskrieg aus (1792–1797). Die europäischen Staaten beobachteten mit zunehmender Sorge das Geschehen in Frankreich und sahen das Gleichgewicht der Mächte durch die Französische Revolution gestört. Dort machte sich ein Eroberungswille breit, indem die päpstlichen Besitzungen Avignon und Venaissin annektiert wurden. Infolge der Abschaffung der Privilegien waren auch Besitzungen der deutschen Reichsstände im Elsass betroffen. Dadurch sah man die völkerrechtlichen Vereinbarungen verletzt, die im Westfälischen Frieden (1648), der das Ende des Dreißigjährigen Krieges besiegelt hatte, garantiert worden waren. Die Bestrebungen, ein Bündnis zu bilden, waren seit dem gescheiterten Fluchtversuch des Königs paares im Gange. Das Bündnis verfolgte das Ziel, die Monarchie in Frankreich wiederherzustellen und die Ausbreitung der Ideen der Französischen Revolution zu verhindern. Nach der Ermordung Ludwigs XVI. am 21. Januar 1793 schlossen sich nahezu alle europäischen Staaten zu einer Koalition zusammen. Daraufhin erklärte der französische Nationalkonvent am 1. Februar 1793 Österreich und Preußen den Krieg. Eine Revolutionsarmee wurde gebildet und die allgemeine Wehrpflicht eingeführt.

Kriegshandlungen an allen Grenzen, Eroberungen und Niederlagen auf beiden Seiten führten zum Frieden von Basel, wonach Preußen, gefolgt von allen Staaten Nord- und Mitteldeutschlands sowie Spanien die Koalition verließen.

Der Krieg gegen England und Österreich wurde in der Zeit des Direktoriums fortgesetzt. Carnot (1753–1823), in den ersten beiden Jahren Direktoriumsmitglied, konnte ein Heer von 850.000 Mann zusammenstellen. Durch Eroberungen und Kontributionen erhoffte man, die notorisch schlechte Finanzlage des Staates zu sanieren. Als Oberbefehlshaber erhielt Bonaparte das Kommando über den Italienfeldzug (März 1796 bis Oktober 1797). Siegreich aus Italien zurückgekehrt, begann seine beispiellose militärische Karriere.

Seit dem Frieden von Campo Formio (17.10.1797) galt er als Friedensbringer. Seine Proklamation vom 21. Brumaire VI (11.11.1797) löste Bewunderung aus: Es ist das politische Versprechen einer republikanischen Unabhängigkeit für Italien – später wieder Thema bei der Consulta in Lyon (Januar 1802). Kurz nach dem Friedensschluss von Campo Formio wurde Bonaparte durch das Direktorium (26.10.1797) Bevollmächtigter der Republik. Am 26. November, zwei Tage vor dem Beginn des Kongresses, ist er selber in Rastatt. General Moreau hatte hier ein Jahr zuvor, im Juli 1796, Erzherzog Karl besiegt. Bonaparte empfing die Gesandten der verschiedenen Staaten. Die Österreicher hatten ihren Verbündeten die an Frankreich erteilten Konzessionen bezüglich der Abtretung der linksrheinischen Gebiete verheimlicht. Die deutschen Fürsten hofften, Entschädigungen aushandeln zu können – Säkularisation von kirchlichen Gütern standen zur Debatte. Österreich zeigte offenbar keine Eile in den Verhandlungen und machte sich zum Verteidiger der Interessen des Vatikans. Der Kongress schien sich in die Länge zu ziehen, was Bonaparte möglicherweise ahnte. Er blieb sechs Tage und verhandelte unablässig. Österreich und Frankreich warfen sich gegenseitig Habgier und Egoismus vor. Die Österreicher trafen am 28. November 1797 ein. Bonaparte, nach Paris zurückgerufen, verließ den Kongress am 2. Dezember. Sein Nachfolger wird Direktoriumsmitglied Jean Baptiste Treillard. Im Frühjahr 1798 unternahm Bonaparte mit Zustimmung des Direktoriums eine Expedition nach Ägypten.

Die Ziele dieses Ägyptenfeldzugs (1798–1801) waren zum einen, aus Ägypten eine französische Provinz zu machen, zum anderen, die Vormachtstellung Englands im Mittelmeer zu brechen, das vom Meer aus den Krieg gegen Frankreich weiterführte und sich in den Besitz spanischer und französischer Kolonien brachte. Als Zweite Koalition traten Österreich, Russland, Neapel und England dem Hegemonialanspruch Bonapartes entgegen. Seine Flotte wurde in der Seeschlacht von Abukir von Admiral Nelson vernichtet. Bonaparte übertrug das Kommando General Kléber und kehrte kurz vor dem Staatsstreich des 18. Brumaire VIII (9.11.1799), der zusammen mit dem späteren Außenminister Talleyrand vorbereitet worden war, nach Frankreich zurück. Obwohl die Expedition eine komplette Niederlage war, wurde sie als Erfolg gewertet. Bonaparte war mit einer Armee von 36.000 Mann und rund 170 Wissenschaftlern, Künstlern und Reportern nach Ägypten gezogen. In Kairo gründete er das Institut d'Égypte, das auf großes Interesse in

ganz Europa stieß; damit war der Grundstein für die spätere Ägyptologie gelegt. Schon hier betrieb Bonaparte gezielt mittels seiner Berichterstatte die Stilisierung als Machthaber nach dem Vorbild Alexanders des Großen.

Nicht nur in Ägypten kam es zum Kunstraub im großen Stil. Auch bei allen anderen Eroberungskriegen, vor allem in Italien, waren die jeweiligen nationalen Kunstbestände Teil der Friedensverhandlungen. Auf diese Weise wurde der Louvre in Paris (von 1803–1814 in Musée Napoléon umbenannt) zum einzigartigen Museum. Hier wird H. im Mai 1802 die »Antiquen« (StA 6, 432) bewundern.

Bei seiner Rückkehr nach Paris wurde Bonaparte mit einer Freiheitshymne empfangen und als Friedensstifter und Retter der Errungenschaften der Revolution gefeiert. Seine Rede galt vor allem besseren Gesetzen. Dies beunruhigte die Liberalen; dennoch wurde er in das sogenannte Institut gewählt (25.12.1797), einem Zusammenschluss der aufgeklärten und enzyklopädischen Philosophie des Jahrhunderts. Dies ermöglichte ihm den entsprechenden Zugang zu den Regierungskreisen. In dieser Zeit hatte sich seine Anschauung über Staatsführung bereits geändert. Die Veränderung war sehr wohl wahrgenommen worden, und die Frage erhob sich: Wollte Bonaparte die Macht ergreifen? Ein Diktator, der die Direktoriumsmitglieder zu seinen Ministern machen würde?

Die ihm angebotene Führung der deutschen Armee schlug er aus, er blieb Hauptkommandant der englischen mit dem Plan, entweder Hannover oder Ägypten zu erobern. Nachdem Bonaparte nach Ägypten aufgebrochen war, geriet Frankreich zunehmend in eine weniger günstige Phase. Die zum Schutz gegründeten Schwesternrepubliken konnten ihre Aufgabe nicht wahrnehmen. Am 6. Juli 1798 brach Österreich die Verhandlungen auf dem Kongress ab, der Krieg brach wieder los. Die Alliierten hatten doppelt soviel Truppen (320.000 Mann) wie die Franzosen.

Die Franzosen baten den Kongress um rechtsrheinische Brückenköpfe, was gewährt wurde. Ferner erbat das Direktorium Hilfe gegen den Durchzug der Russen, die von der Ostsee her zu den verbündeten Österreichern vorstoßen wollten. Der Verweis auf den Regensburger Reichstag war für Frankreich ein *casus belli*. Am 1. März 1799 kam Jourdan bei Mainz über den Rhein; Bernadotte bei Speyer. Frankreich musste etliche Niederlagen hinnehmen. Der Rastatter Kongress löste sich am 23. April 1799 auf.

Auch innenpolitisch sah sich Frankreich in einer schwierigen Lage. Das Direktorium wollte einen stän-

digen Präsidenten, um ein besseres Instrument der Kontrolle zu haben. Der Ruf nach einem neuen Machthaber setzt sich durch: die Macht eines einzigen, eines aus der Revolution kommenden Diktators oder eines republikanischen Generals? Joubert, der dafür in Frage kam, wurde in Novi von den Russen geschlagen; er starb am 15.8.1799. Der ehemalige Stifter Reinhard schrieb als Außenminister Frankreichs an Bonaparte, er solle mit seinem ganzen Heer zurückkommen. Bonaparte landet am 12.10.1799 in Fréjus, über Korsika kommend. In Paris wird er als Großpazifikator gefeiert. Zu diesem Zeitpunkt befindet er sich bereits in den Vorbereitungen zum Staatsstreich. Am 10. November 1799 ist er Erster Konsul. Das Ende der ersten französischen Republik ist damit besiegt.

Unmittelbar nach dem Staatsstreich schickte Bonaparte General Duroc nach Berlin. Damit sind erste Schritte zum Frieden in Lunéville getan. Österreich hält Bonaparte nicht für der Lage gewachsen und unterschätzt dabei dessen starke Position in der Schweiz. Moreau siegt in Meßkirch, Gouvion Saint-Cyr in Biberach, Lecourbe in Memmingen und Nördlingen, Bonaparte in Marengo. Ein Teil Schwabens und Bayern gerät so unter französische Kontrolle. Im Frieden von Lunéville (Februar 1801) einigen sich Frankreich und Österreich: Österreich erkennt darin die französische Präsenz in Piemont, in der Lombardei und in Ligurien an, sowie in der batavischen und in der helvetischen Republik. Am 21. Februar 1801 leitet der Staatssekretär Hawkesbury die Friedensverhandlungen von Amiens ein. Durch den Frieden von Amiens im März 1802 war die Zweite Koalition und der Krieg zwischen Frankreich und England beendet.

Bonaparte blieb bis 1804 Erster Konsul der Republik, zwei Jahre zuvor war er als Konsul auf Lebenszeit bestimmt worden. Als ihm durch Senat und Volksabstimmung die Kaiserwürde angetragen wurde, krönte er sich selbst am 2. Dezember 1804 in der Kathedrale von Notre-Dame in Paris zum Kaiser Napoleon I. Papst Pius VII. wohnte der Zeremonie bei, doch signalisierte Napoleon durch diesen Akt, dass die Kaiserwürde nicht mehr von Gottes Gnaden sei.

Innenpolitisch sorgte er für Maßnahmen, die bis heute Gültigkeit haben: Der »Code Civil«, das Gesetzbuch für Zivilrecht, auch unter dem Namen »Code Napoléon« bekannt, ist ein juristisches Werk der Neuzeit. Reformen im religiösen, ökonomischen, sozialen sowie im administrativen Bereich wurden vorbildlich für andere europäische Staaten. Die Politik des Souveräns bewirkte auch die Aufhebung der Kleinstaaterie im Südwesten Deutschlands. Religi-